



Leseprobe

Stefania Auci

Die Löwen von Sizilien

Das Schicksal einer Familie
- Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 1008

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel »L'inverno dei Leoni«
bei Casa Editrice Nord, Gruppo editoriale Mauri Spagnol, Mailand.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die Zitate von Plinius dem Älteren stammen aus: Plinius der Ältere, *Naturalis
historia*. Naturgeschichte, übersetzt von Marion Giebel, Reclams Universal-
Bibliothek, Ditzingen 2005, S. 95 und 97. Der Abdruck erfolgt mit
freundlicher Genehmigung des Philipp Reclam jun. Verlags, Stuttgart.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2022

Copyright © der Originalausgabe by Stefania Auci,

Edizione pubblicata in accordo con Donzelli Fietta Agency s.r.l.s.,

© 2021 by Casa Editrice Nord s.u.r.l., Gruppo editoriale Mauri Spagnol

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2022

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Trevillion Images / Miguel Sobreira,

Evelina KremsdorffinePic®, München

Redaktion: Christina Neiske

BH · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN: 978-3-442-49335-7

www.goldmann-verlag.de

*Für Eleonora und Federico,
für all die Zärtlichkeit und Zuneigung.
Ich bin sehr stolz auf euch.*

»Ich lebte lang genug; mein Lebensweg
geriet ins Dürre, ins verwelkte Laub;
und was das hohe Alter soll begleiten,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestrost,
danach darf ich nicht aussehen; doch stattdessen
Flüche, nicht laut, doch tief. Munddienst und Hauch,
was gern das arme Herz mir weigern möchte,
und wagt's nicht.«

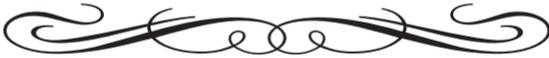
William Shakespeare, *Macbeth*, fünfter Akt, dritte Szene

»Ringsum ist der Himmel klar und blau, selten noch habe
ich einen so klaren und blauen Himmel gesehen. Mach
deine Augen auf, Kapitän! Sag selbst, siehst du auch ein
einziges, noch so geringes Wölkchen am Horizont?«

Joseph Roth, *Die Geschichte von der 1002. Nacht*

DIE FLORIOS

1799–1868



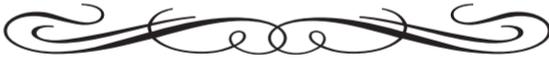
Die ursprünglich aus dem kalabrischen Bagnara stammenden Gebrüder Paolo und Ignazio Florio stechen im Jahre 1799 nach Palermo in See, um dort ihr Glück zu machen. Sie sind Aromateure – Gewürzhändler –, und die Konkurrenz ist erbarmungslos, doch ihr Aufstieg scheint unaufhaltsam. Die Brüder erweitern ihre Betätigungsfelder: Sie bringen den Handel mit Schwefel auf den Weg, kaufen Häuser und Ländereien von verarmten palermitanischen Adligen, gründen eine Schiffahrtsgesellschaft ... Ihr Geschäftssinn – genährt von einer hartnäckigen Entschlossenheit – lässt auch in der folgenden Generation nicht nach, als Paolos Sohn Vincenzo die Leitung der Casa Florio übernimmt: In den Weinkellern der Familie wird ein ursprünglich den Armen vorbehalten Wein – der Marsala – in einen kostbaren Tropfen verwandelt, der selbst der Tafel eines Königs würdig ist; und auf der Insel Favignana entwickeln die Florios eine revolutionäre

Methode zur Konservierung von Thunfisch – indem sie ihn in Öl einlegen und in Dosen abfüllen –, die dessen Konsum ankurbelt. Indessen wird der Erfolg der Florios in Palermo mit einer Mischung aus Bewunderung, Neid und Verachtung verfolgt; sie sind und bleiben in den Augen der Palermitaner »Fremde«, »Hungerleider«, deren Blut »nach Schweiß stinkt«. Doch es ist genau ihr brennendes Verlangen nach gesellschaftlicher Anerkennung, das dem Ehrgeiz der Florios zugrunde liegt und das Wohl und Wehe ihrer öffentlichen wie auch privaten Existenz bestimmt. Gerade weil die Männer der Familie ebenso außergewöhnliche wie zerbrechliche Individuen sind, sind sie – was sie freilich niemals zugeben würden – auf ebenso außergewöhnliche Frauen an ihrer Seite angewiesen: Frauen wie Paolos Frau Giuseppina, die alles – auch die Liebe – der Stabilität der Familie opfert, oder Giulia, die junge Mailänderin, die wie ein Wirbelwind in Vincenzos Leben tritt und sein sicherer Hafen, sein Fels in der Brandung wird.

Vincenzo stirbt 1868, mit nicht einmal siebzig Jahren, und überlässt das Schicksal der Casa Florio seinem einzigen Sohn, dem dreißigjährigen Ignazio, der zwei Jahre zuvor die Baronesse Giovanna d'Ondes Trigona zur Frau genommen hat, wodurch endlich »adliges Geblüt« in die Familie kommt. Aufgewachsen ist Ignazio mit Unternehmerteil und in dem Bewusstsein, dass die Florios immer den Blick über den Horizont wagen müssen. Und er schickt sich an, ein neues Kapitel seiner Familiengeschichte zu schreiben ...

MEER

September 1868 – Juni 1874



Aceddu 'nta l'aggia 'un canta p'amuri, ma pi' raggia.

»Der Vogel im Käfig singt nicht aus Liebe,
sondern aus Wut.«

Sizilianische Redensart

Sieben Jahre sind vergangen, seit am 17. März 1861 das italienische Parlament die Geburt des Königreichs Italien ausgerufen hat, mit Vittorio Emanuele als seinem Herrscher. Die Wahlen zum ersten geeinten Parlament wurden im Januar abgehalten (wobei von zweiundzwanzig Millionen Einwohnern nur etwa vierhunderttausend überhaupt das Wahlrecht haben); überragender Sieger war die sogenannte *Destra Storica*, ein Zusammenschluss vorwiegend von Grundbesitzern und Industriellen mit der Neigung zu einem ausgeprägten Fiskalismus, der für nötig erachtet wird, um den durch die Einigung angehäuften Schuldenberg abzubauen. Besonderen Unmut ruft die sogenannte *tassa sul macinato* vom 1. Januar 1869 hervor, eine Besteuerung des Brotes und anderer Getreideprodukte, die vor allem die Armen trifft und gewalttätige Proteste nach sich zieht. Obwohl sie von einigen Politikern als »Zoll des finstersten Mittelalters« und als »Steuer aus bourbonischen und feudalen Zeiten« bezeichnet wird, bleibt sie bis 1884 in Kraft. Im Jahre 1870 stellt Finanzminister Quintino Sella eine Reihe weiterer harter Maßnahmen vor, entschlossen, den Haushalt »bis auf die Knochen« zu sanieren.

Das Ende des Zweiten Kaiserreiches (1852–1870) und der Beginn der Dritten Republik (1870–1940) in Frankreich haben auch wichtige Auswirkungen auf die italienische Geschichte: Kaum ist der Kirchenstaat der Unterstützung

durch Frankreich beraubt, fällt er am 20. September 1870; nach kurzem Kanonenbeschuss schlagen italienische Truppen an der Porta Pia eine Bresche und ziehen mit dem Ausruf »Savoia!« in Rom ein. Am 3. Februar 1871 wird Rom nach Turin (1861–1865) und Florenz (1865–1871) offiziell zur Hauptstadt Italiens. Am 21. April 1871 stimmt die italienische Regierung der sogenannten *Legge delle Guarentigie* zu, die dem Papst persönliche Souveränität sowie die Freiheit, sein geistliches Amt auszuüben, zusichern soll, doch Pius IX. – der sich dadurch als »Gefangener des italienischen Staates« versteht – weist dies mit der Enzyklika *Ubi nos* vom 15. Mai 1871 zurück. Am 10. September 1974 beschließt der Heilige Stuhl dann das sogenannte *Non expedit*, also das Verbot für Katholiken, am politischen Leben Italiens teilzunehmen, ein Verbot, das allerdings bis zu seiner Außerkraftsetzung 1919 oft umgangen wird.

Die fortschreitende Reduktion der Staatsverschuldung und die Vollendung mehrerer großer Projekte in Italien (vom Bau der Eisenbahnstrecke in Moncenisio, die am 15. Juni 1868 eingeweiht wird, bis zum Durchstoßen des Fréjus-Tunnels, eröffnet am 17. September 1871) und in der Welt (am 17. November 1869 wird der Suezkanal eingeweiht) sowie der Zufluss von ausländischem Kapital sorgen dafür, dass die Zeit von 1871 bis 1873, die sogenannten »drei Jahre des Fiebers«, entscheidend für die Geburt der italienischen Industrie wird. Ein Aufschwung, der allerdings im Jahre 1873 infolge der Finanzkrise, die Europa und die Vereinigten Staaten erfasst, gebremst wird. Diese »Große Depression«, verursacht durch eine Reihe von Spekulationen und waghalsigen Investitionen, wird, mit Hochs und Tiefs, bis 1896 anhalten und gewiss nicht dazu beitragen, die

tiefe Kluft zwischen dem Norden und dem Süden Italiens zu schließen, wobei sich auch die Tatsache rächt, dass zwar gewaltige Investitionen in den Ausbau des Schienennetzes im Norden getätigt wurden, diese aber keine Entsprechung im Süden Italiens finden, wo die Regierung ihre Anstrengungen hauptsächlich auf die Entwicklung der Seefahrt konzentriert.

U' *mari unn'avi né chiese né taverna*, sagen die alten Fischer. Das Meer hat weder Kirchen noch Tavernen, also keine Zufluchtsorte, denn von der gesamten Schöpfung ist es zugleich das gebieterischste und das flüchtigste Element. Der Mensch kann gar nicht anders, als sich vor seinem Willen zu verneigen.

Seit jeher haben die Sizilianer begriffen, dass das Meer nur demjenigen Respekt entgegenbringt, der es auch respektiert. Es ist großzügig: Es schenkt uns den Fisch und das Salz als Nahrung, es schenkt uns den Wind für die Segel unserer Boote und Schiffe, es schenkt uns die Korallen für den Schmuck von Heiligen und Königen. Aber es ist auch unberechenbar und kann sich jederzeit dieser Gaben wieder bemächtigen. Aus diesem Grunde respektieren es die Sizilianer, darum lassen sie es zu, dass es ihrer Existenz seinen Stempel aufdrückt: dass es ihren Charakter prägt, ihre Haut gerbt, sie unterstützt, ihren Hunger stillt, sie beschützt.

Das Meer ist die offene Grenze, es ist immer in Bewegung. Und das ist auch der Grund, warum die Menschen, die auf Sizilien leben, voller Unruhe sind und stets nach dem Land jenseits des Horizonts Ausschau halten und entfliehen wollen, um anderswo nach dem zu suchen, von dem sie am Ende ihres Lebens entdecken werden, dass sie es immer besessen haben.

Für die Sizilianer ist das Meer wie ein Vater. Das wird

ihnen bewusst, wenn sie fern von ihm sind, wenn sie nicht mehr den starken Geruch nach Seetang und Salz riechen können, der sie einhüllt, kaum dass ein Wind aufkommt und den Odem des Meeres bis in die letzten Gassen der Stadt trägt.

Für die Sizilianer ist das Meer wie eine Mutter. Geliebt und eifersüchtig. Unabdingbar. Und manchmal auch grausam.

Für die Sizilianer ist das Meer ebenso die Gestalt ihrer Seele wie ihre Begrenzung.

Kette und Freiheit zugleich.



Am Anfang steht ein Flüstern, ein Murmeln, vom Geifer des Windes getragen. Es entsteht im Herzen der Olivuzza, im Schutz der zugezogenen Vorhänge, in Zimmern, die im Halbschatten liegen. Der Wind packt die Stimme, die immer lauter wird und sich mit dem Weinen und Schluchzen einer alten Frau mischt, die eine erkaltete Hand hält.

»*Muriù* ...«, sagt die Stimme und gerät ungläubig ins Zittern. Das Wort erschafft die Wirklichkeit, besiegelt das, was vorgefallen ist, verkündet, was unumkehrbar ist. Das Flüstern dringt an die Ohren der Diener, wandert von dort aus zu ihren Lippen, geht hinaus, vertraut sich erneut dem Wind an, der es quer durch den Garten trägt, auf die Stadt zu. Von Mund zu Mund wandert es und kleidet sich in Überraschung, in Weinen, in Furcht, in Angst, in Groll.

»*Muriù!*«, sprechen die Palermitaner ihr nach, den Blick zur Olivuzza gerichtet. Sie können es nicht glauben, dass ein Mann wie Vincenzo Florio gestorben sein soll. Gewiss,

er war alt, krank seit geraumer Zeit, hatte längst die Führung des Handelshauses an seinen Sohn übergeben, und doch ... Für die Stadt war Vincenzo Florio ein Titan, ein Mann, so gewaltig, dass nichts und niemand ihn aufhalten konnte. Und doch hat er einen Hirnschlag erlitten und ist gegangen.

Es gibt auch Menschen, die sich darüber freuen. Seit Jahren haben sich in so mancher Seele der Neid, die Missgunst, der Durst nach Rache an ihm eingenistet. Doch es ist eine vergebliche Genugtuung. Vincenzo Florio ist in Frieden gestorben, in seinem Bett, getröstet von der Liebe seiner Frau und der Kinder. Und er ist als reicher Mann gestorben, umgeben von alledem, was er sich, ob aus Willenskraft oder durch Glück, aneignen konnte. Und damit nicht genug: Dieser Tod scheint Vincenzo eine Gnade gewährt zu haben, die er anderen oft nicht zuteilwerden ließ.

»*Murù!*«

Jetzt dringt die Stimme – eine Stimme voller Erstaunen, voller Schmerz, voller Wut – ins Herz Palermos vor, sie fliegt über die Cala hinweg und stürzt mitten in das Getümmel der Straßen rund um den Hafen. Sie trifft in der Via dei Materassai ein, überbracht von einem atemlosen Dienstboten. Doch sein Lauf war umsonst, denn jener Schrei, jenes »*Murù!*« ist längst durch die Tür und die Fenster eingedrungen, hat sich auf den Majolikafliessen des Bodens um die eigene Achse gedreht, bis in Ignazios Schlafzimmer hinein, in dem die Frau des neuen Herrn der Casa Florio sitzt.

Als sie die Schreie auf der Straße hört, wo Menschen in Tränen ausbrechen, hebt Giovanna d'Ondes Trigona so plötzlich den Kopf, dass ihr langer schwarzer Zopf ins

Beben gerät, sie packt die Armlehnen des Sessels und schaut Donna Ciccia fragend an, ihre frühere Gouvernante, die jetzt ihre Gesellschafterin ist.

Es klopft an der Tür, mächtige Schläge. Einem Instinkt folgend, legt Donna Ciccia schützend die Hand um das Köpfchen des Neugeborenen, den sie im Arm hält – Ignazziddu, Giovannas Zweitgeborenen –, und geht die Tür öffnen. Sie gebietet dem Diener auf der Schwelle Einhalt und fragt barsch: »*Chi fu?* Was ist?«

»*Muriu!* Don Vincenzo, gerade eben.« Immer noch schnaufend, richtet der Dienstbote den Blick auf Giovanna. »Euer Gemahl, Signora, schickt mich und lässt Euch ausrichten, Ihr mögt Vorbereitungen für den Besuch der Verwandten treffen.«

»Er ist tot?«, fragt Giovanna, mehr erstaunt als kummervoll. Das Ableben jenes Mannes, den sie nie besonders gern hatte und der ihr oft genug eine solche Angst eingejagt hat, dass sie in seiner Anwesenheit kaum ein Wort herausbrachte, kann ihr keinen Schmerz bereiten. Ja, sein Zustand hatte sich seit einigen Tagen verschlechtert – einer der Gründe, warum sie Ignazzidus Geburt nicht gefeiert haben –, doch mit einem so schnellen Ende hatte sie nicht gerechnet. Sie richtet sich mühsam auf. Es ist eine schmerzhafteste Geburt gewesen; selbst das Stehen ermüdet sie. »Mein Mann ist dort?«

Der Diener nickt. »Ja, Donna Giovanna.«

Donna Ciccia errötet, schiebt eine störrische Locke unter die Haube zurück und dreht sich zu ihr um. Giovanna öffnet den Mund, um etwas zu sagen, bringt aber kein Wort hervor. Also streckt sie die Arme aus, nimmt das Neugeborene entgegen und drückt es an ihre Brust.

Donna Giovanna Florio. So wird man sie von nun an nennen. Nicht mehr »Frau Baronesse«, wie ihr Titel von Geburt an lautet, der Titel, der eine so große Rolle dabei gespielt hat, dass sie in diese reiche Kaufmannsfamilie aufgenommen wurde. Jetzt zählt es nicht mehr, dass sie eine Trigona ist und einer der ältesten Familien Palermos angehört. Es zählt einzig und allein die Tatsache, dass sie *die Herrin* ist.

Donna Ciccia tritt auf sie zu und nimmt ihr das Kind wieder aus den Armen. »Ihr müsst Trauerkleidung anlegen«, murmelt sie. »In Kürze kommen die ersten Gäste, um zu kondolieren.« In ihrer Stimme liegt eine neue Ehrerbietung, ein feiner Unterton, wie ihn Giovanna noch nie gehört hat. Das Zeichen einer Veränderung, die nicht mehr umkehrbar ist.

Ab jetzt hat sie eine präzise Rolle. Und sie wird zeigen müssen, dass sie ihr gewachsen ist.

Sie spürt, wie ihr Atem im Brustkorb stockt, wie das Blut ihr aus dem Gesicht weicht. Dann greift sie entschlossen nach dem Revers ihres Morgenmantels, zieht es zusammen. »Gebt Anweisung, alle Spiegel zu verhüllen, und lasst die Eingangstür halb offen stehen. Anschließend kommt Ihr, um mir zu helfen.«

Giovanna macht sich zu ihrem Ankleidezimmer auf den Weg, das sich hinter dem Bett mit dem Baldachin befindet. Ihr zittern die Hände, ihr ist kalt. In ihrem Kopf ist nur ein Gedanke.

Ich bin Donna Giovanna Florio.



Das Haus ist leer.

Es gibt nichts als Schatten.

Schatten, die sich zwischen den Möbeln aus Walnussholz und Mahagoni ausdehnen, durch die halb geschlossenen Türen hindurch, zwischen den Falten der schweren Vorhänge.

Es herrscht Stille. Keine Ruhe. Es ist die Abwesenheit von Geräuschen, eine Reglosigkeit, die erstickend ist, den Atem nimmt, lähmt.

Die Bewohner des Hauses schlafen. Alle bis auf einen: Ignazio, der in Pantoffeln und Hausjacke im Dunkeln durch die Zimmer der Wohnung an der Via dei Materassai wandert. Die Schlaflosigkeit, die ihn während seiner Jugend gequält hat, ist wieder da.

Es ist schon die dritte Nacht, in der er nicht schläft. Seit sein Vater gestorben ist.

Er spürt, wie ihm die Augen feucht werden. Er reibt sie. Doch weinen kann er nicht, er darf nicht; Tränen sind etwas für Frauenzimmer. Dennoch verspürt er ein Gefühl der Fremdheit, des Verlassenseins und der Einsamkeit, das so stark ist, dass es sich nicht leugnen lässt. Er fühlt den Kummer in seinem Mund, schluckt ihn herunter, behält ihn bei sich. Er geht von einem Zimmer zum anderen. An einem Fenster bleibt er stehen, schaut hinaus. Die Via dei Materassai ist in ein Dunkel getaucht, das nur an wenigen Stellen von Laternen erhellt wird. Die Fenster der anderen Häuser sind wie leere Augenhöhlen.

Jeder Atemzug hat ein Gewicht, eine Form, einen Geschmack, und er schmeckt bitter. Oh ja, und wie bitter.

Dreißig Jahre ist Ignazio alt. Vor geraumer Zeit schon hat sein Vater ihm die Leitung des Weinguts in Marsala über-

tragen, und seit Kurzem hat Ignazio auch Prokura für die anderen Geschäftszweige der Casa Florio. Seit zwei Jahren ist er mit Giovanna verheiratet, die ihm zwei Söhne, Vincenzo und Ignazio, geschenkt hat und damit die männlichen Nachkommen, die die Zukunft der Firma sichern. Er ist reich, angesehen, mächtig.

Aber nichts kann die Einsamkeit der Trauer auslöschen.

Die Leere.

Wände, Hausrat, Schmuckgegenstände – sie alle sind stumme Zeugnisse der Zeit, in der seine Familie noch ganz und intakt war. In der die Welt eine feste Ordnung hatte und die Zeit im Takt gemeinsamen Arbeitens verstrich. Ein Gleichgewicht, das nun in tausend Stücke zersprungen ist und einen tiefen Krater hinterlassen hat. In dessen Mitte steht er, Ignazio. Um ihn herum nur Trümmer, Trostlosigkeit.

Er geht weiter und weiter, streift durch die Flure, kommt am Arbeitszimmer seines Vaters vorbei. Einen Augenblick lang überlegt er, ob er es betreten soll, spürt aber, dass er nicht dazu in der Lage wäre, nicht in dieser Nacht, in der die Erinnerungen sich so verdichtet haben, als wären sie aus Fleisch und Blut. Und so geht er weiter, steigt die Treppe hoch und kommt zu dem Zimmer, in dem sein Vater seine Geschäftspartner zu ungezwungenen Zusammenkünften zu empfangen pflegte oder in das er sich zurückzog, wenn er allein sein und nachdenken wollte. Es ist ein kleiner Raum, holzgetäfelt und mit zahlreichen Bildern an den Wänden. Mit gesenktem Blick bleibt Ignazio auf der Schwelle stehen. Durch das offene Fenster fällt Licht herein und beleuchtet den Sessel aus gestepptem Leder und das Tischchen daneben, auf dem eine Zeitung liegt. Darin hat

sein Vater gelesen an dem Abend, bevor er den Hirnschlag erlitt, der ihn zu Bewegungslosigkeit verdammt. Niemand hat den Mut gehabt, sie wegzuerwerfen, auch wenn seither mehrere Monate vergangen sind. An einer Ecke des Tisches liegt noch der Kneifer seines Vaters und seine Dose mit Schnupftabak. Alles ist noch da, als würde er jeden Augenblick zurückkehren.

Fast glaubt er seinen Duft zu erschnuppern, ein Kölnischwasser, in dem sich die Aromen von Salbei, Zitrone und Meeresluft vereinten; fast hört er sein Atmen, eine Art mühsames Brummeln; dann seinen schweren Schritt. Er sieht ihn vor sich, wie er Briefe oder Dokumente liest, wie ein ironisches Lächeln seinen Mund umspielt, wie er aufblickt und leise etwas sagt, das ihm gerade durch den Kopf gegangen ist.

Der Kummer frisst ihn auf. Wie soll er nur weitermachen ohne ihn? Er hatte Monate, um sich um alles zu kümmern, sich vorzubereiten, aber jetzt weiß er nicht, wie. Er hat das Gefühl, unterzugehen, zu ertrinken, genau wie damals als Kind, als er in der Bucht der Arenella fast umgekommen wäre. Damals war es sein Vater, der ins Wasser sprang und ihn rettete. Ignazio erinnert sich gut an das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, und an das Brennen des Meerwassers in seiner Luftröhre ... so wie jetzt die Tränen in seinen Augen brennen, die er doch mit allen Mitteln unterdrücken will. Doch er muss stark sein. Denn jetzt ist er das Familienoberhaupt, er muss sich um die Casa Florio kümmern. Um seine Mutter, die allein geblieben ist. Und natürlich auch um Giovanna, um Vincenzo, um Ignazziddu ...

Er schnappt mit offenem Mund nach Luft, trocknet seine Tränen. Er hat Angst davor, zu vergessen, wie sein Vater war,

sich nicht mehr an seine Hände oder seinen Geruch erinnern zu können. Doch das darf niemand wissen. Niemand darf an seinen Augen ablesen, wie bewegt er ist. Er ist kein Sohn, der gerade seinen Vater verloren hat. Er ist der neue Herr eines erfolgreichen Handelshauses, das in stetem Wachsen begriffen ist.

In diesem Moment schmerzlichster Einsamkeit gesteht er sich jedoch ein, wie gern er seine Hand nach dem Vater ausstrecken und ihn berühren würde, wie gern er ihn um Rat fragen oder schweigend an seiner Seite arbeiten würde, so wie sie es so oft getan haben.

Er, der jetzt selbst Vater ist, wäre so gerne einfach nur wieder ein Sohn.



»Ignazio!«

Das war seine Mutter Giulia, die ihn leise gerufen hat. Er hat ihren Schatten durch den Lichtstreifen gehen sehen, der durch die Tür des Zimmers, in dem Vincenzino und Ignaz-ziddu schlafen, hereinfiel. Sie sitzt in einem Sessel und wiegt ihren letztgeborenen Enkel in den Armen, der auf die Welt kam, als sich sein Großvater anschickte, sie zu verlassen.

Giulia trägt einen Morgenrock aus schwarzem Samt, ihr weißes Haar ist zu einem Zopf geflochten. Beim Schein der Lampe bemerkt Ignazio ihre von Gicht verkrümmten Finger und den gebeugten Rücken. Die Schmerzen in den Knochen verfolgen sie schon seit Jahren, doch bis vor Kurzem hat sie es immerhin geschafft, sich gerade zu halten. Jetzt jedoch ist sie in sich zusammengesunken, wie ein zer-

knülltes Stück Papier. Auf einmal wirkt sie viel älter als ihre sechzig Jahre, als hätte sie die ganze Bürde der Welt auf ihre Schultern geladen. Auch weil ihre Augen – die immer heiter und voller Neugier in die Welt blickten – nicht mehr leuchten, sondern matt und wie erloschen sind.

»*Maman* ... aber was macht Ihr hier? Warum habt Ihr nicht die Amme gerufen?«

Giulia blickt ihn schweigend an. Dann fährt sie mit dem Wiegen des Kindes fort, und eine Träne stiehlt sich auf ihre Wimpern. »Er hätte sich so über dieses Kind gefreut, und über die Tatsache, dass er so viele männliche Enkel bekommen hat. Deine Frau hat es gut gemacht: Mit ihren fünf- undzwanzig Jahren hat sie dir bereits zwei Söhne geschenkt, zwei Erben.«

Ignazio spürt, wie in seinem Herzen ein neuer Riss entsteht. Er nimmt vor der Mutter Platz, auf dem Sessel neben der Wiege. »Ich weiß.« Er drückt ihre Hand. »Was mich am meisten betrübt, ist, dass er sie nicht aufwachsen sehen wird.«

Giulia schluckt. »Er hätte noch lange leben können. Aber er hat sich nie geschont, niemals. Nicht einen Tag zum Ausruhen hat er sich gegönnt, selbst an Feiertagen hat er gearbeitet ... hier«, sagt sie und fasst sich an die Schläfe. »Er konnte einfach nicht aufhören. Am Ende war es das, was ihn mir genommen hat.« Sie seufzt, greift nach der Hand ihres Sohnes. »Schwör es mir. Schwör mir, dass du niemals die Arbeit über deine Familie stellen wirst.«

Giulias Händedruck ist energisch, eine verzweifelte Energie, die dem Bewusstsein entwächst, dass sich die Zeit einfach nimmt, was sie will, und niemals etwas zurückgibt; und nicht nur das – sie verbrennt die Erinnerungen und

lässt sie zu Asche zerfallen. Ignazio legt die Hand auf ihre und spürt die Knochen unter ihrer Haut. Der Riss in seinem Herzen wird größer. »Aber ja.«

Giulia schüttelt den Kopf. Eine solch mechanische Antwort ist sie nicht bereit hinzunehmen. Ignazziddu gluckst in ihren Armen. »Nein. Du musst an deine Frau und diese Kinder, deine *picciriddi* denken.« Mit einer typisch sizilianischen Geste hebt sie – die Mailänderin, die mit gerade mal zwanzig Jahren auf die Insel gekommen ist – das Kinn in Richtung des Kinderbettchens im Hintergrund, in dem der mittlerweile einjährige Vincenzino schläft. »Du weißt es nicht, daran kannst du dich nicht erinnern, aber dein Vater hat deine beiden Schwestern Angelina und Peppina nicht wirklich aufwachsen sehen. Auch dein Aufwachsen hat er nur deshalb wahrgenommen, weil du der männliche Spross warst, den er sich gewünscht hatte.« Ihre Stimme wird leise, und sie bebt vor nur mühsam zurückgehaltenen Tränen. »Mach du nicht denselben Fehler. Unter den Dingen, die verloren gehen, ist die Kindheit unserer Kinder einer der schmerzlichsten Verluste.«

Er nickt, bedeckt das Gesicht mit den Händen. Jahre gestrenger Blicke tauchen in seiner Erinnerung auf. Erst als Erwachsener hat er gelernt, in den dunklen Augen seines Vaters auch Stolz und Zuneigung zu erkennen. Vincenzo Florio war kein Mann der großen Worte, sondern ein Mann der Blicke, im Guten wie im Schlechten. Und er war auch kein Mann, der dazu in der Lage war, Zuneigung zu zeigen. An Umarmungen kann Ignazio sich nicht erinnern. Vielleicht ab und zu eine zärtliche Geste. Und doch hat sein Vater ihn gerngehabt.

»Und Giovanna, deine Frau ... vernachlässige sie nicht.

Sie hat dich lieb, das arme Lämmchen, und sucht immer deine Aufmerksamkeit.« Giulia betrachtet ihn mit einer Mischung aus Tadel und Bedauern. Sie seufzt. »Und wenn du sie zur Frau genommen hast, musst du doch auch etwas für sie empfinden.«

Ignazio macht eine unwirsche Handbewegung, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verscheuchen. »Ja«, murmelt er. Doch er fügt nichts hinzu und schaut zu Boden, um sich dem Blick der Mutter zu entziehen, die schon immer bis an den Grund seiner Seele zu blicken vermocht hat.

Dieser Schmerz gehört ihm allein.

Giulia erhebt sich, geht langsam zur Wiege und legt Ignazziddu vorsichtig hinein. Der Neugeborene dreht das Köpfchen mit einem zufriedenen Lächeln und schlummert ein.

Ignazio steht an der Schwelle und wartet auf sie. Er legt ihr eine Hand auf die Schulter und begleitet sie zu ihrem Zimmer. »Ich bin froh, dass Ihr beschlossen habt, hierherzukommen, zumindest für die ersten paar Tage. Die Vorstellung war einfach unerträglich, Ihr so allein dort.«

Sie nickt. »Das Haus an der Olivuzza ist zu groß ohne ihn.« *Leer. Für immer.*

Ignazio spürt, wie sein Atem ruhiger wird.

Giulia schlüpft in das Zimmer, das Schwiegertochter und Sohn für sie bereithalten, dasselbe Zimmer, in dem Jahre zuvor auch ihre eigene Schwiegermutter, Giuseppina Saffiotti Florio, gelebt hat. Eine gestrenge Frau, die ihren Mann schon in frühen Jahren verloren hatte, die Vincenzo zusammen mit ihrem Schwager Ignazio großgezogen und sich lange Zeit dagegen gewehrt hatte, dass sie selbst, Giulia, in die Familie eintrat, weil sie sie für nicht gut genug und für

einen gesellschaftlichen Emporkömmling hielt. Jetzt ist auch sie Witwe. Sie bleibt mitten im Zimmer stehen, während ihr Sohn die Tür hinter sich schließt, und richtet dann den Blick auf das große Ehebett.

Ignazio hört nicht ihre Worte. Und er könnte Giulias Schmerz auch nicht verstehen, denn er ist anders als der seine: brachialer, schärfer, ohne Hoffnung.

Denn sie und Vincenzo hatten einander erwählt, sie hatten einander gewollt und geliebt, allem und allen zum Trotz.

»Wie soll ich es nur schaffen, ohne dich zu leben, mein Liebster?«



Die Tür streift nur leicht den Boden und schließt sich fast geräuschlos. Die Matratze neben ihr wird eingedrückt, Ignazios Körper nimmt seinen Platz ein und gibt eine feuchte Wärme ab.

Giovanna rührt sich nicht. Sie verlangsamt ihren Atem, täuscht einen Schlaf vor, der sie in dem Moment verlassen hat, als ihr Mann aus dem Bett aufgestanden ist. Sie weiß sehr wohl, dass Ignazio unter Schlaflosigkeit leidet, und sie, die einen leichten Schlaf hat, bleibt dann oft wach, ohne sich zu bewegen. Zudem hat der Tod seines Vaters Ignazio mehr getroffen, als er selbst es zugeben würde.

Ihre Augen stehen im Dunkeln weit offen. Sie erinnert sich noch gut an das allererste Mal, als sie Vincenzo Florio gesehen hat: ein stämmiger Mann mit finsterner Miene, der schwer atmete. Er hatte sie angeschaut, wie man ein Tier auf dem Markt begutachtet.

In ihrer Befangenheit hatte sie nichts anderes tun können, als den Blick zu senken und den Boden im Salon der Villa delle Terre Rosse, direkt vor den Toren Palermos, zu betrachten.

Dann hatte er sich an seine Frau gewandt, vermeintlich in einem Flüstern, das dann jedoch im Salon der d'Ondes laut wiederhallte. »*Ma unn'è troppo sicca?*«

Ob sie nicht vielleicht zu dünn sei? Giovanna hatte abrupt den Kopf gehoben. Konnte man es ihr denn zum Vorwurf machen, wenn sie in ihrem Leben alles darangesetzt hatte, nicht so zu werden wie ihre Mutter, die so fett war, dass man sie als unförmig bezeichnen konnte? Wollte er vielleicht sagen, dass sie deshalb keine gute Ehefrau sein konnte? Gekränkt von diesem Vorwurf der Unzulänglichkeit hatte sie Ignazio angeschaut, in der Hoffnung, er würde etwas zu ihrer Verteidigung sagen.

Doch er wirkte vollkommen gleichgültig, ein distanzier-tes Lächeln spielte um seine Lippen.

Es war ihr Vater Gioacchino d'Ondes, der Graf von Galitano, gewesen, der Vincenzo zu beschwichtigen suchte. »Ein gesundes Frauenzimmer, *fimmina sana*«, sei sie, erklärte er voller Stolz. »Sie wird Eurem Haus starke Söhne schenken.«

Denn tatsächlich: Ihre Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen, war das Einzige, was Don Vincenzo interessierte – weder die Frage, ob sie nun fett oder mager war, noch die, ob Ignazio in sie verliebt war.

Und doch war sie mit einem Herzen voller Liebe Teil der Casa Florio geworden, Liebe zu diesem so kontrollierten Mann, der stets und in allen Lebenslagen Herr seiner selbst war.

Sie war begeistert, denn sie hatte sich Hals über Kopf in ihn verliebt, seit dem Moment, als sie ihn kurz vor ihrem siebzehnten Geburtstag im *Casino delle Dame e dei Cavalieri* gesehen hatte, und endgültig hatte er ihr Herz erobert durch die Ruhe, die er anderen Menschen einzuflößen vermochte, durch seine Kraft, die direkt aus einem unerschütterlichen Glauben an die eigene Überlegenheit zu kommen schien. Und durch die Gelassenheit, mit der er sprach.

Begierde und Verlangen hatten sich erst später eingestellt, als sie intim miteinander geworden waren. Doch es war genau dieses Verlangen, das sie in die Irre geführt hatte, weil es sie glauben machte, ihre Ehe sei anders als das, was andere ihr beschrieben hatten, und ihr den Gedanken einflößte, es könnte sich tatsächlich zwischen ihnen Zuneigung entwickeln, oder doch zumindest Respekt. Dabei hatten sie alle gewarnt, allen voran ihre Mutter, mit ihren düsteren Anspielungen auf die Tatsache, dass sie »Opfer bringen« müsse, dass sie ihren Ehemann »ertragen« müsse; selbst der Priester hatte sie am Hochzeitstag ermahnt: »Geduld ist die wichtigste Gabe einer Ehefrau.«

Erst recht, wenn du einen Florio heiratest, hatte sein Blick hinzugefügt.

Und Giovanna war geduldig gewesen, hatte sich zurückgenommen, hatte gehorcht, immer auf der Suche nach einer Geste der Zustimmung oder doch wenigstens der Anerkennung. Zwei Jahre lang hatte sie zwischen der verhaltenen Freundlichkeit von Donna Giulia und Don Vincenzos scharfen Blicken zugebracht, hatte sich minderwertig gefühlt ob ihrer – nicht allzu großzügigen – Mitgift und ihrer Bildung, die bei Weitem der ihrer Schwägerinnen nachstand, verloren in einem Haus und einer Familie, die

ihr von Beginn an fremd gewesen waren. Sie hatte es durchgestanden, indem sie an ihren eigenen Stolz appellierte, den Stolz einer Adelligen, und an das vornehme Geblüt der Trigonas. Vor allem jedoch an das, was ihr Herz ihr sagte, denn in jenem Haus, in jener Familie, gab es Ignazio.

Mit Zähigkeit, mit Entschlossenheit hatte sie darauf gewartet, dass er sie wahrnahm. Dass er sie wirklich anschaute.

Doch was sie bekam, war freundliche Höflichkeit, eine Wärme, die nur lau und flüchtig war.

Sie hört das leise Schnarchen des Mannes hinter ihr. Sie dreht sich um, betrachtet im Dunkel sein Profil. Sie hat ihm zwei Söhne geschenkt. Sie liebt ihn, und wenn es nur auf blinde, törichte Art ist, das weiß sie.

Doch sie weiß auch, dass das nicht reicht.

Die Wahrheit, denkt Giovanna, *ist, dass man sich an alles gewöhnen kann*. Und sie war lange genug daran gewöhnt, sich mit den Brosamen zufriedenzugeben. Jetzt will sie mehr. Jetzt will sie wirklich seine Frau sein.



Am Morgen des 21. September 1868 verliert Notar Giuseppe Quattrocchi den letzten Willen des Kaufmanns Vincenzo Florio. Im schwarzen, in England maßgeschneiderten Anzug und einer Krawatte aus schwarzem Wollkrepp lauscht Ignazio den Kapiteln des Testaments, die sich nach den einzelnen Geschäftszweigen der Casa Florio gliedern. Auf dem Tisch liegen zahlreiche Akten, in ordentlichen Stapeln abgelegt. Der Sekretär des Notars nimmt sie zur Hand, kontrolliert die Auflistung der Güter. Eine Litanei von Örtlichkeiten, Namen, Zahlen.

Äußerlich bleibt Ignazio ungerührt. Die zitternden Hände, die er unter dem Tisch gefaltet hat, kann niemand sehen.

Er hat immer gewusst, dass die Geschäfte der Casa Florio äußerst breit gefächert waren, doch es ist, als würde ihm erst in diesem Moment bewusst werden, wie komplex und breit angelegt sie wirklich sind. Erst vor wenigen Tagen noch war er nur mit einigen wenigen Sparten betraut, insbesondere dem Weingut in Marsala. Er liebte es, sich während der Weinlese dort aufzuhalten, besonders bei Sonnenuntergang, wenn die Sonne hinter den ägadischen Bergen versank oder man den Blick über die Lagune des Stagnone schweifen lassen konnte.

Jetzt jedoch türmt sich vor ihm ein gewaltiger Berg aus Papieren, Bilanzen, Verträgen und Verbindlichkeiten. Er wird ihn erklimmen müssen, bis er den Gipfel erreicht hat, und auch das wird noch nicht ausreichen: Er muss ihn überwinden. Die Florios müssen *immer* über den Horizont hinausblicken. So haben es sein Großvater Paolo und sein Onkel Ignazio getan, als sie das kalabrische Bagnara verließen und in Richtung Palermo aufbrachen. So hat es sein Vater getan, als er die Weinkellerei in Marsala gründete, als er die Leitung der Tonnara, der Thunfischfabrik, auf Favignana übernahm, oder als er es sich – entgegen der Meinung aller – in den Kopf setzte, die Gießerei Oretea zu erschaffen, die bis heute Dutzenden von Menschen Brot und Arbeit gibt. Und es hat niemals auch nur den Hauch eines Zweifels daran gegeben, dass Ignazio diesem Weg weiter folgen wird. Er ist nun das Familienoberhaupt, der Erbe des Hauses Florio, derjenige, der den Namen der Familie weitertragen und ihre Macht und ihren Reichtum mehren muss.

Mit knapper Geste hebt Ignazio die ineinander verschlungenen Hände, die endlich zu zittern aufgehört haben, und legt sie auf den Tisch. Er schaut auf seinen Ringfinger hinab: Dort, unter dem Ehering, steckt der Ring aus geschmiedetem Gold, den ihm sein Vater vor zwei Jahren am Tage seiner Hochzeit mit Giovanna geschenkt hat; zuvor hat er dem Onkel gehört, dessen Namen er trägt, und davor seiner Urgroßmutter Rosa Bellantoni. Niemals zuvor ist er ihm so schwer vorgekommen.

Der Notar hat mit der Verlesung des Testaments fortgefahren und ist bei den Verfügungen angelangt, die seine Mutter und die Schwestern betreffen, für die eigene Legate verfügt wurden. Ignazio hört zu, nickt und tut dann mit seiner Unterschrift unter die Verfügungen kund, dass er das Erbe annimmt.

Am Ende erhebt er sich und blickt sich um. Er weiß, alle erwarten von ihm, dass er ein paar Worte sagt, und er will und darf sie nicht enttäuschen. »Ich danke euch für euer Kommen. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann: Einen einfachen Charakter hatte er nicht, aber er war immer loyal uns allen gegenüber und mutig in seinen Unternehmungen.« Er macht eine Pause, sucht nach den richtigen Worten. Sein Rücken ist gerade, seine Stimme fest. »Ich vertraue darauf, dass ihr mit dem gleichen Engagement für die Casa Florio arbeiten werdet, wie ihr es ihm entgegengebracht habt. Und ich habe die Absicht, sein Werk fortzuführen und unser Unternehmen noch stabiler und noch stärker zu machen. Doch dabei werde ich nicht vergessen, dass die Casa Florio für viele Menschen ein sicherer Hafen ist, der ihnen Brot, Arbeit und Würde gibt. Ihnen wird meine besondere Aufmerksamkeit gelten, das ver-

spreche ich euch. Alle zusammen werden wir dieses Haus zum Herzen Palermos und von ganz Sizilien machen.« Er zeigt auf die Akten vor ihm, legt die Hände darauf.

Jemand nickt. Die sorgenvollen Gesichter glätten sich, die angespannten Blicke werden weicher.

Wenigstens für den Moment brauchen sie keine weitere Vergewisserung mehr, denkt Ignazio und spürt, wie die Anspannung von ihm abfällt. Aber schon morgen wird das anders sein.

Die Versammelten erheben sich und nähern sich mit ernstesten Mienen: Alle sprechen noch einmal ihr Beileid aus, mancher bittet auch um einen Termin. Ignazio dankt allen und bedeutet seinem Sekretär mit einem Nicken, er möge sich die Besprechungswünsche notieren.

Vincenzo Giachery ist der Letzte, der sich nähert, zusammen mit Giuseppe Orlando. Die beiden sind Freunde der Familie, mehr noch als Geschäftspartner und Ratgeber der Casa Florio. Vincenzo ist der Bruder von Carlo Giachery, der rechten Hand von Ignazios Vater, dem Architekten der Villa dei Quattro Pizzi, der vor drei Jahren verstorben ist. Auch das war ein Trauerfall, den Vincenzo augenscheinlich ungerührt hingenommen hat, indem er sich in sich selbst zurückzog. Giuseppe hingegen ist ein fähiger Ingenieur und Mechaniker, der sich auf die Handelsschiffahrt spezialisiert hat, ein Mann mit garibaldinischer Vergangenheit, der heute ein verlässlicher und ruhiger Vertrauter der Florios und ein guter Familienvater ist.

»Wir müssen reden, Don Ignazio«, beginnt Giachery ohne Umschweife. »Die Frage der Dampfschiffe.«

»Ich weiß.«

Nein, nicht morgen: heute, überlegt Ignazio mit zusam-

mengepressten Lippen. *Es ist keine Zeit, die habe ich nie gehabt und werde sie nie haben.*

Er sieht die beiden Männer an und hält einen Augenblick lang die Luft an. Er folgt ihnen aus dem Salon, wo die Bediensteten Handschuhe und Hüte für die Verwandten bereitgelegt haben, die für die Beerdigung und die Verlesung des Testaments zusammengekommen sind. Er begrüßt seine Schwester Angelina und ihren Mann Luigi De Pace; drückt Auguste Merle die Hand, dem Schwiegervater seiner Schwester Giuseppina, die seit Jahren in Marseille lebt.

Die drei Männer begeben sich zu Vincenzos Arbeitszimmer. Noch auf der Schwelle zögert Ignazio, so wie es auch am vorigen Abend geschehen ist, als stünde er auf einmal vor einer Mauer. Unzählige Male hat er dieses Zimmer schon betreten, doch nur, als sein Vater noch am Leben war, als er noch in der Casa Florio die Fäden zog.

Und mit welchem Recht betritt er jetzt das Zimmer? Wer ist er, ohne seinen Vater? Alle sagen, er ist der Erbe, aber ist das nicht anmaßend?

Ignazio schließt die Augen und stellt sich einen Moment lang vor, die Tür zu öffnen und ihn dort sitzen zu sehen, in seinem Ledersessel. Er sieht, wie er den Kopf hebt, den grauen Haarschopf leicht zerzaust, die Stirn gerunzelt, er sieht seinen durchdringend forschenden Blick, die Hand, die ein Dokument hält ...

Doch es ist Vincenzo Giacherys Hand, die sich ihm auf die Schulter legt. »Nur Mut«, sagt er leise.

Nein, nicht heute: jetzt, denkt Ignazio und versucht, den Schrecken zu verscheuchen, der sich seiner bemächtigt hat. Ihm hat der Tod seinen Vater genommen; ihnen einen Leit-

stern. *Jetzt, nicht später*, denn der Moment ist gekommen, um zu zeigen, dass er der würdige Nachfolger seines Vaters ist. Und dass sein Leben – das er seit dem Moment, als er auf die Welt kam, der Casa Florio gewidmet hat – nicht umsonst gewesen ist. Dass der Schmerz, der zerbrechlich macht, nichts mit ihm zu tun hat, und dass er ihn, auch wenn er ihn verspürt, verbergen muss. Er ist es, der diesen Menschen Sicherheit gibt, nicht umgekehrt. Schon jetzt ist die Zeit der Bestätigung und des Trostes für ihn vorbei. Ja, ihm scheint, sie habe gar nicht erst begonnen.

Und so überwindet er die Mauer. Er betritt das Zimmer, nimmt Raum darin ein. Auf einmal wird das Zimmer wieder das, was es eben ist: ein Arbeitsplatz, mit dunklem Holz vertäfelt, mit wuchtigen Möbeln eingerichtet, zwei Sesseln aus Leder und einem großen Schreibtisch aus Mahagoni, der schwer beladen ist mit Dokumenten, Papieren und Bilanzen.

Er nimmt an diesem Schreibtisch Platz, auf diesem Sessel. Einen Moment lang richtet sich sein Blick auf das Tintenfass und das kleine Tablett, auf dem ein Brieföffner, Stempel, ein Lineal sowie mehrere Blätter Löschpapier liegen. Auf einem von ihnen ist ein Fingerabdruck zu sehen.

»Nun denn.« Er holt tief Luft. Auf der Schreibtischunterlage sieht er die Kondolenzschreiben. Ganz oben liegt das von Francesco Crispi. *Das muss ich gleich beantworten*, denkt er. Crispi und sein Vater haben sich bei der Ankunft der garibaldinischen Truppen in Palermo kennengelernt, und zwischen den beiden entstand auf der Stelle eine Beziehung, die von Aufrichtigkeit und gegenseitigem Vertrauen getragen war und sich mit den Jahren immer mehr gefestigt hat. Crispi war jahrelang der Anwalt der Florios und hat

seit geraumer Zeit eine glanzvolle politische Karriere eingeschlagen: Vor Kurzem wurde er in das Wahlmännergremium von Maglie und von Castelvetro berufen. »Als Erstes müssen wir alle beruhigen. Sie müssen wissen, dass sie uns ebenso vertrauen können wie vorher.«

»Und die Sache mit den staatlichen Beihilfen, wie seht Ihr sie? Es geht das Gerücht, dass sich die Regierung gegen weitere Subventionen wehrt, und für die Casa Florio wäre es gefährlich, ohne diese Unterstützung dazustehen. Der Mittelmeerraum ist voll von Schiffahrtsgesellschaften, die sich mit Kanonenschüssen versenken lassen würden, nur um eine weitere Route zu ergattern.«

Gleich *in medias res*, denkt Ignazio. Die haarigste Angelegenheit, da ist sie schon.

»Das weiß ich sehr wohl, und ich habe nicht die geringste Absicht, mir hier die Butter vom Brot nehmen zu lassen. Meine Idee ist es, mich an den Generaldirektor der Post, Barbavara, zu wenden: Ich halte es für angebracht, ihm gegenüber zu bekräftigen, dass wir ganz genaue Vorstellungen von der Fusion unserer Postschiffgesellschaft mit Accossato und Peirano in Genua haben, die, wie Ihr wisst, zusammen mit Rubattino über die Hälfte der Tonnagen in der nationalen Dampfschiffahrt besitzen. Ein Schachzug, der zu einer unzweifelhaften Verbesserung der Transportlinien im Allgemeinen und zu einer Potenzierung unserer Flotte im Besonderen führen würde. Doch vor allem werde ich ihm gegenüber wegen der Ablehnung der Strecke über Livorno Protest einlegen: Für uns ist das ein großer Schaden, denn es unterbricht eine direkte Verbindung zwischen Sizilien und Mittelitalien. Um ihm den Brief zu überbringen, vertraue ich auf unseren Unterhändler im Ministerium, Cava-

liere Scibona, der unser Anliegen mit großer Sorgfalt zu Gehör bringen wird.«

Orlando reibt sich nervös den Oberschenkel und schnaubt verächtlich. »Scibona ist auch nur ein *spicciafacenne*, ein kleiner Wichtigtuer, und sein einziger Vorteil ist, dass er sich bereits im Ministerium befindet. Aber Bürohengst bleibt Bürohengst, und ich weiß nicht, inwiefern er sich Gehör verschaffen kann. Wir brauchen jemanden an höherer Stelle.«

Ignazio nickt bedächtig und zieht die Augenbrauen hoch. »Deshalb will ich ja auch den Direktor der Post höchstpersönlich als Vermittler«, betont er. »Er wird Druck machen können, wenn es nötig ist ... Wenngleich ...« Er greift zum Brieföffner, lässt ihn auf seiner Handfläche kreisen. »Das Problem liegt im Vorfeld: Die Regierung hat beschlossen, Kosten einzusparen. Im Norden baut man Straßen und Eisenbahnen, und der Handel mit Sizilien interessiert nur wenig. Es ist also an uns, ihnen einen guten Grund für Subventionen im Transportwesen zu geben und dafür die entsprechenden Strecken auszuwählen.«

Giachery stützt die Ellbogen auf die Tischplatte des Schreibtisches, und Ignazio betrachtet ihn aufmerksam: Bei dem matten Licht sieht er mit seinem ausgehöhlten Gesicht und den dunklen grau melierten Haaren seinem Bruder auf beinahe verstörende Weise ähnlich. *Es ist fast so, als säße ich als einziger Lebender inmitten von Gespenstern*, denkt er. *Gespensern, die nicht gehen wollen*. »Was haltet Ihr davon, Don Vincenzo?«, fragt er. »Warum schweigt Ihr?«

Der andere zuckte mit den Achseln und schaut ihn schräg von unten an. »Weil Ihr bereits entschieden habt. Und nichts wird Euch von Eurer Meinung abbringen.«

Ein Satz, der Ignazio ein kurzes Lachen abringt, das erste seit langer Zeit, das in diesem Raum ertönt. Und es schlägt eine Bresche. »Genau. *Questione di vestiri u' pupo è*. Nur eine Frage der Verpackung. Wir müssen Barbavara begreiflich machen, dass es ihm nützt, wenn er im Einklang mit der Casa Florio und unseren Interessen steht.«

Giachery breitet weit die Arme aus. Er deutet ein Lächeln an, was ihm jedoch nicht recht gelingt. »So ist es, meine Herren. *Chistu è*.«

Ignazio lehnt sich auf seinem Sessel zurück und richtet den Blick in die Ferne. Im Geiste setzt er bereits den Brief auf, den er schreiben wird. Nein, das ist nichts, was man einem Sekretär anvertraut. Darum wird er sich persönlich kümmern.

»Dennoch müssen wir auch vor Konkurrenz aus den eigenen Reihen auf der Hut sein«, sagt Giuseppe Orlando. »Mir ist zu Ohren gekommen, dass der Reeder Pietro Tagliavia beabsichtigt, eine reine Dampfflotte ins Leben zu rufen, um Handel mit dem östlichen Mittelmeer zu treiben.« Er gähnt hinter vorgehaltener Hand. Es waren schwere Tage für alle, und allmählich macht ihm die Müdigkeit zu schaffen. »Wenn der Kanal der Franzosen bei Suez eröffnet wird, wird es wesentlich einfacher und schneller, nach Indien zu kommen, und ...«

Ignazio unterbricht ihn. »Auch darüber müssen wir sprechen. Der Gewürzhandel hat meinem Vater so viel Reichtum eingebracht, aber er hat nicht mehr die Bedeutung von früher. Jetzt muss man sich auf die Tatsache konzentrieren, dass die Menschen schnell von einem Ort zum anderen wollen, ohne auf ihre Bequemlichkeiten zu verzichten. Das ist es, was wir ihnen garantieren müssen, indem wir die

Routen des Mittelmeeres mit Dampfschiffen abdecken, die schneller sind als die unserer Konkurrenten.«

Die beiden Gäste schauen sich beunruhigt an. Auf den Gewürzhandel, einen der bedeutendsten Einkommenszweige des Handelshauses, verzichten? Beide sind bereits in fortgeschrittenem Alter und haben schon so manches erlebt. Sie wissen, dass ein so abrupter Richtungswechsel verheerende Folgen haben kann.

Ignazio erhebt sich und geht zu der Wand hinüber, an der eine große Weltkarte hängt. Er zeigt auf das Mittelmeer. »Von den Dampfschiffen wird unser Reichtum kommen. Von ihnen und von der Weinkellerei. Unser wichtigstes Ziel wird sein, diese beiden Geschäftszweige zu schützen und zu begünstigen. Wenn wir dazu von der Regierung keine Unterstützung bekommen, müssen wir uns andere Möglichkeiten suchen, und wir werden sie mit Zähnen und Klauen verteidigen. Man muss auf seine Freunde zählen, aber vor allem muss man seine Feinde kennen, muss wissen, wie man sie bekämpfen kann. Es gilt also, die Augen offen zu halten, denn Fehler wird uns niemand verzeihen.« Er schaut sie an. Er spricht voller Ruhe, voller Entschlossenheit. »Wir müssen das Transportnetz ausbauen, es dichter machen. Und dafür brauchen wir Männer wie Barbavara, die an unserer Seite stehen.«

Die beiden anderen Männer wechseln einen angespannten Blick, doch sie wagen es nicht, das Wort zu ergreifen. Ignazio bemerkt das, er macht einen Schritt auf sie zu. »Vertraut mir«, murmelt er. »Mein Vater hat immer nach vorne geschaut, über den Horizont hinaus. Und ich will das Gleiche tun.«

Nur ein paar Sekunden vergehen, dann nickt Giachery

als Erster. Er steht auf, streckt ihm die Hand hin. »Ihr seid Don Ignazio Florio. Ihr wisst, was zu tun ist«, sagt er, und in diesem einen Satz liegt all das, worauf Ignazio hoffen kann, zumindest vorerst. Anerkennung, Vertrauen, Unterstützung.

Auch Orlando erhebt sich und schreitet zur Tür. »Geht Ihr morgen bei der Bank vorbei?«, fragt er.

»Das habe ich jetzt gleich vor.« Ignazio zeigt auf einen Aktenordner vor ihm auf dem Schreibtisch. »Wir müssen die Leitung der Geschäfte durch meinen Vater abschließen und mit der meinen beginnen.«

Der andere beschränkt sich auf ein Nicken.

Die Tür schließt sich hinter den beiden Männern.

Ignazio legt die Stirn an den Türpfosten. *Dem ersten Hindernis habe ich mich gestellt*, sagt er sich. *Jetzt kommen die anderen.*

Die Papiere auf dem Schreibtisch schauen ihn an, spornen ihn an. Er nimmt wieder Platz, ohne sie zu beachten. *Wartet noch einen Moment*, fleht er sie an und fährt sich mit der Hand übers Gesicht. Dann nimmt er den Stapel Kondolenzschreiben und Telegramme zur Hand. Sie kommen aus ganz Europa: Er erkennt die Unterschriften, und der Gedanke, wie viele bedeutende Menschen sein Vater gekannt und wie viele ihn geschätzt haben, erfüllt ihn mit Stolz. Sogar ein Telegramm vom Zarenhof ist gekommen, zum Zeichen einer Wertschätzung, die über Jahre aufgebaut wurde.

Und dann, unter den letzten Schreiben, findet er einen Umschlag mit französischem Stempel. Er kommt aus Marseille.

Diese Schrift kennt er. Ganz langsam öffnet er den Umschlag, fast, als hätte er Angst davor.

*Ich habe von deinem Verlust erfahren.
Er schmerzt mich aufrichtig für dich. Ich kann mir vorstellen,
wie sehr du leidest.
Ich umarme dich.*

Keine Unterschrift. Die braucht es auch nicht.

Er dreht die Karte aus Amalfi-Papier um. Auf die Rückseite sind zwei Namen gedruckt. Einer davon wurde mit energischer Feder ausgestrichen.

Auf sein Antlitz tritt ein Ausdruck tiefen Kummers, der nichts mit dem Schmerz angesichts des Todes seines Vaters zu tun hat. Kummer, der immer mehr wird. Eine Erinnerung, die den Geschmack von Reue hat, von Nostalgie nach einem Leben, das nie gelebt, sondern nur erträumt wurde. Eine dieser Sehnsüchte, die man sein ganzes Leben lang mit sich herumträgt, obwohl man weiß, dass sie niemals erfüllt werden kann.

Nein.

Er stapelt die Kondolenzschreiben in einer Ecke. Darum wird er sich später kümmern.

Doch das Kärtchen ohne Unterschrift steckt er sich in die Jackentasche, an die Stelle, unter der sein Herz schlägt.



Giovanna, in Morgenrock und Pantoffeln, lehnt sich aus dem Fenster. Das Wetter in Palermo scheint sie zu verhöhnen – am Morgen dringt feuchte Kälte bis in die Knochen, doch um die Mittagszeit herrscht immer noch fast sommerliche Wärme.

Sie schaut den Kutschen nach, die in alle Richtungen aus-

schwärmen, hört, wie sich die Gäste an der Schwelle voneinander verabschieden. Wider Willen geht sie wieder hinein und lässt sich mit schmerzlich verzogenem Gesicht auf den Sessel fallen. Sie sieht sich um. Die Tür, die zu ihrem gemeinsamen Schlafzimmer mit Ignazio führt, ist hinter einem schweren Vorhang aus grünem Brokat halb verborgen; über dem Bett wölbt sich ein geschnitzter, vergoldeter Baldachin mit einem Kopfstück aus Schildpatt und Perlmutter, das Christus am Kreuz darstellt. Auf der Kommode aus Federmahagoni mit Messingbeschlägen liegt eines der Hochzeitsgeschenke ihrer Schwiegermutter: eine silberne Toilettengarnitur aus englischer Herstellung mit Griffen in Blütenmuster.

Alles sehr erlesen. Luxuriös.

Doch jenseits der Mauern liegt das Viertel Castellammare, das alte Quartier der Kaufleute, Straßenzüge voller Läden, Lagerräume und Hütten von Arbeitern. Eine Umgebung, die dem Rang der Florios schon lange nicht mehr gebührt. Das hat sie mehrfach versucht, Ignazio nahezu bringen, doch er wollte nichts davon hören.

»Hier wird es uns gut gehen«, hat er ihr hingegen gesagt. »Überlassen wir die Olivuzza meinen Eltern, die schon alt sind und gute Luft und Ruhe brauchen. Außerdem – was gefällt dir hier denn nicht? Meine Mutter hat uns dieses Haus hinterlassen, das für uns bequemer ist, außerdem viel näher an der Piazza Marina und den Büros der Casa Florio liegt. Wir haben hier sogar Gaslicht, das ich vor einiger Zeit habe einbauen lassen. Mangelt es dir hier an irgendetwas?«

Giovanna schürzt den kleinen Mund und schnaubt verärgert. Sie versteht nicht, warum Ignazio darauf beharrt,

hier zu leben, während die Olivuzza, die er ebenso gewollt hat, in den Händen der Schwiegermutter bleiben soll, insbesondere jetzt, wo Giulia allein ist. Giovanna verabscheut es, Tür an Tür mit dem Pöbel zu leben. Sie braucht nur die Vorhänge zurückzuziehen, schon erscheint ihre Nachbarin von gegenüber auf dem Balkon, als wollte sie am liebsten gleich hereinkommen. Einige Male hat sie sogar gehört, wie die Frau, sehr zum Wohlgefallen der gesamten Nachbarschaft, über sie gelästert hat.

Giovanna fehlt die luftige Umgebung der Terre Rosse, jener weitläufigen ländlichen Gegend in der Nähe der Kirche San Francesco di Paola, wo ihre Eltern ihre Villa haben, ein Gebäude von erlesener Eleganz mit einem kleinen Garten. Dort ist Giovanna aufgewachsen. In der Via dei Materassai hingegen, mit ihren dicht an dicht gedrängten Häusern, in denen es immer nach Schmierseife und Essen riecht, bekommt sie kaum Luft und fühlt sich beengt, als würden die schmalen Gassen sie einsaugen und nicht mehr loslassen. Niemand kann hier für sich sein.

Gleichgültig, ob das Treppenhaus aus Marmor ist, die Decken mit Fresken bemalt sind und es mit den schönsten Möbeln aus aller Herren Länder eingerichtet ist – sie möchte hier nicht leben, in einem Haus von neureichen Kaufleuten. Für ihren Schwiegervater mag es noch in Ordnung gewesen sein, doch indem Ignazio sie zur Frau genommen hat, gehört er dem Adel Palermos an und braucht eine Behausung, die seinem neuen Stand angemessen ist.

Hat er mich denn im Grunde nicht genau deshalb geheiratet?, fragt sie sich und rafft voller Wut das Revers ihres Morgenmantels zusammen. *Wegen des adligen Blutes, das ich als Mitgift in die Ehe mitbringe, damit er sich endlich den Staub von*

den Schuhen klopfen und den Ruf als »Hungerleider und Emporkömmling« loswerden kann, den mein Schwiegervater niemals abschütteln konnte! Er wollte die Baronessa Giovanna d'Ondes Trigona an seiner Seite haben. Und es ist ihm gelungen.

Ein bitterer Gedanke, gefolgt von einer noch bittereren Überlegung.

Aber warum genügt ihm das alles dann nicht?

In diesem Moment geht die Tür auf. Ignazio tritt ein und kommt auf sie zu. »Ach, du bist wach.«

»Ich bin gerade aufgestanden und warte auf Donna Ciccìa, die mir beim Anziehen hilft.« Sie nimmt seine Hand, küsst sie. »Und, wie war's?«

Ignazio setzt sich auf die Armlehne des Sessels und legt ihr einen Arm um die Schultern. »Nervenaufreibend.« Mehr kann er ihr nicht sagen: Sinnlos, sie würde es nicht verstehen. Sie kann sich nicht einmal vorstellen, was es bedeutet, die Last der Verantwortung für die Casa Florio auf den Schultern zu haben. Er streichelt ihr das Gesicht. »Du bist blaß.«

Sie nickt. »Hier habe ich zu wenig frische Luft. Ich möchte aufs Land fahren.«

Doch Ignazio hört ihr schon gar nicht mehr zu. Er ist aufgesprungen und auf dem Weg ins Ankleidezimmer. »Ich bin nur gekommen, um die Jacke zu wechseln. Es ist wieder heiß geworden. Ich muss auf die Bank, um nach der Annahme des Erbes die Liste der Schuldner und der Wechsel durchzugehen. Außerdem ...«

»Du bräuchtest einen Leibdiener«, unterbricht sie ihn.

Er bleibt stehen, die Arme auf halber Höhe. »Einen – was?«

»Einen Diener, der die Kleidung für dich richtet.« Gio-

vanna macht eine ausladende Geste und zeigt auf die Stadt vor ihren Fenstern. »Meine Eltern haben *un valletto e na cammarera pa' mugghiere*.« Einen Leibdiener und eine Zofe also.

Ignazio presst ganz leicht die Lippen zusammen. Doch Giovanna begreift sofort, dass er aufgebracht ist. Sie senkt den Blick und beißt sich in Erwartung einer Zurechtweisung auf die Lippe.

»Es wäre mir lieber, du sprächest Italienisch und nicht Sizilianisch«, erwidert Ignazio prompt barsch. »Ab und zu ein Wort ist in Ordnung, aber niemals in Anwesenheit anderer. Das gehört sich nicht. Vergiss niemals, wer du bist ...« Er zieht sich eine leichte Jacke an, holt aus der Innentasche der anderen ein Brieflein, legt es in eine Schublade des Schrankes und schließt sie ab.

Diese Diskussion führen sie nicht das erste Mal. Kurz nach ihrer Hochzeit hat er eine Art Hauslehrer angestellt, der ihr genügend Französisch und Deutsch beibringen sollte, damit sie mit ihren ausländischen Gästen und Geschäftspartnern parlieren könne. Wenn sie zusammen auf Reisen gehen würden, solle sie doch wenigstens in der Lage sein, etwas zu verstehen und sich verständlich zu machen, hat er ihr erklärt. Und sie hat gehorcht, wie es einer guten Ehefrau gebührt.

Bis jetzt hat sie immer gehorcht.

Giovannas Zerknirschung weicht dem Ärger. Ignazio bemerkt es noch nicht einmal: Er gibt ihr zerstreut einen Kuss auf die Stirn und geht.

Giovanna springt auf, ohne auf den Schwindel zu achten, der sie prompt erfasst, und geht in Richtung Ankleidezimmer. Mit der Hand fährt sie über ihren immer noch angeschwollenen und von der Schwangerschaft verformten

Bauch. Der Wochenfluss nach der Geburt hält immer noch an, und das ist laut der Hebamme auch der Grund dafür, dass sie so mager ist. Sie müsse mehr essen, hat sie sie ermahnt: rotes Fleisch, Nudeln in großen Mengen, Fleischbrühe ... Man hat ihr sogar damit gedroht, ihr das Blut von frisch geschlachteten Tieren zu verabreichen, wenn sie nicht bald wieder zu Kräften komme. Immerhin zehrt nicht auch noch das Stillen an ihr, da sie sofort ein junges Mädchen aus der Olivuzza als Amme hat kommen lassen, damit sie *u' picciriddu*, den Kleinen, stillt. Dennoch ist es die Pflicht einer Wöchnerin, sich gut zu ernähren.

Allein bei dem Gedanken an Essen verspürt Giovanna Widerwillen, der sich wie eine Zange um ihren Magen legt. Vom Essen wird ihr schlecht. Das Einzige, was sie überhaupt zu sich nehmen kann, sind Orangen- und Mandarinspalten.

»*Ancora accusi siti?* Ihr seid noch hier?«, sagt Donna Cicia und betritt prompt den Raum mit einem Obstteller in der Hand. Sie bedenkt die junge Frau mit einem tadelnden Blick. »*Ora di allestirisi è*«, verkündet sie. Zeit zum Anziehen. Sie legt entschlossen eine Hand auf die randvolle Wasserschüssel. »Eure *soggira*, Eure Schwiegermutter, erwartet Euch.«



Vor der Haustür wartet nicht nur die ungewöhnliche Hitze an diesem Spätsommertag auf Ignazio, sondern auch ein Mann, der sich ihm nähert und ihm die Hand küsst.

»*Assabirinica*, Don Ignazio«, begrüßt er ihn murmelnd. »Mein Name ist Saro Motisi, und ich hätte mit Ihnen zu

reden, Herr. Deshalb komme ich auf die Bank«, sagt er in tiefstem Sizilianisch.

»Ich bin auf dem Weg dorthin«, erwidert Ignazio mit einem Lächeln, um seine Irritation zu verbergen. Der Weg von der Via dei Materassai bis zum Banco Florio ist kurz, und er hatte gehofft, ihn unbehelligt zurückzulegen, weil er nachdenken wollte. Stattdessen geht nun dieser kleine Weinhändler aus dem Tribunali-Viertel an seiner Seite und lässt sich nicht mehr abwimmeln.

»Bitte verzeiht mir«, wiederholt der Mann in bemühtem Italienisch. »Bei mir sind gewisse Angelegenheiten in der Schwebe, Wechsel, die nächste Woche ablaufen, aber ich hatte in letzter Zeit Schwierigkeiten, und am Monatsende stehen weitere Wechsel an. Alle wollen sie Geld von mir...«

Ignazio legt ihm beschwichtigend eine Hand auf den Arm. »Wir werden sehen, Signor Motisi«, sagt er zu ihm. »Geht nur schon zur Bank voraus; ich bin gleich da. Wenn Ihr Garantien anzubieten habt, bin ich mir sicher, dass wir über einen Zahlungsaufschub sprechen können.«

Motisi bleibt stehen, verneigt sich tief. »Gewiss, gewiss, und Ihr wisst ja, wir nehmen das alles sehr genau ... nur ein Monat...«

Doch Ignazio hört ihm gar nicht zu. Er verlangsamt seine Schritte, lässt Motisi davonziehen und bleibt stehen, um sich den Piano San Giacomo anzuschauen, der so sehr von Licht erfüllt ist, dass das Pflaster einen gleißenden Schein abgibt. Fast ist es, als wäre die Zeit auf diesem Platz stehen geblieben, den er mit seinem Vater unzählige Male überquert hat. Doch bei genauerem Hinsehen haben sich doch ein paar Kleinigkeiten verändert: Das Pflaster, das früher immer mit schlammigen Pfützen übersät war, ist sauber;

vor der Kirche Santa Maria la Nova drängen sich nicht mehr die Bettler; wo früher ein Gemüsehändler seinen Stand hatte, befindet sich jetzt eine kleine Werkstatt; und weiter vorne hat jemand einen Laden für Steingut aufgemacht. Doch die Seele der Piazza ist die gleiche – chaotisch, lebensfroh, voller Stimmen und Akzente. Es ist seine Straße, und das hier sind seine Leute. Leute, die ihm jetzt entgegenkommen, ihm die Hand küssen, mit gesenktem Blick ihr Beileid aussprechen.

Wie kann Giovanna nur dieses Viertel nicht lieben?, fragt er sich. Es strotzt vor Leben, ist eines der pulsierenden Herzen Palermos. Ignazio hat das Gefühl, es gehöre ihm, als besäße er jeden Stein hier, jedes Tor, jedes Fleckchen, ob es nun im Schatten liegt oder von der Sonne beschienen wird. Hunderte von Malen ist er diesen Weg von seinem Zuhause zur Bank gegangen, und er kennt jeden Einzelnen der Menschen, die jetzt am Eingang stehen und ihn grüßen.

Er kennt sie, ja, aber auch bei ihnen hat sich etwas geändert: denn jetzt ist er der Herr, *u' patruni*.

Einen Augenblick lang kostet er die Melancholie der Einsamkeit aus. Er ist sich bewusst, dass es von nun an kein Ausruhen mehr für ihn geben wird, und auch keine Rettung. Und es ist nicht nur die Verantwortung für die Familie, die auf seinen Schultern lastet; vom Schicksal des Banco Florio hängt das Leben so vieler Menschen ab, die auf ihn vertrauen, auf seine Fähigkeiten, seine wirtschaftliche Macht.

Verantwortung, sagt er sich. Sein Vater hat es oft benutzt, dieses Wort. Er hat es ihm eingetrichtert, hat es ihm eingepflanzt wie einen Samen, hat es im Dunkel seines Bewusstseins wachsen und gedeihen lassen. Und es ist immer

noch am Wachsen, wird allmählich zum mächtigen Baum. Ignazio weiß, dass die Wurzeln dieses Baumes am Ende seine eigenen Wünsche, seine Träume ersticken werden, im Namen von etwas, das viel größer ist. Seine Familie. Der Name der Florios.

Das weiß er, und er hofft, nicht allzu sehr leiden zu müssen. Gar nicht mehr zu leiden.



»Donna Giovanna, guten Morgen.«

Die Amme senkt den Kopf zum Gruß. Sie ist dabei, das Neugeborene zu stillen. Giovanna betrachtet ihren kleinen Sohn, der gierig aus der weißen, prallen, bis zum Bersten gefüllten Brust trinkt.

Sie vergleicht die Brust mit ihrer eigenen, eingezwängt in das Korsett, das sie über dem Hemdchen trägt; sie hat darauf bestanden, dass ihre Zofe sie so fest schnürt, dass sie fast nicht mehr atmen kann. *Niemals wollte ich eine solche Brust haben wie die Amme*, denkt sie. Sie findet sie abstoßend.

»Giovannina, komm her.« Giulia sitzt im Sessel und hält Vincenzino im Arm. Sie weist auf den Sessel, auf dem in der Nacht zuvor Ignazio gesessen hat.

»*Comu siti*, wie geht es Euch, Donna Giulia?« Wenn Giovanna mit ihrer Schwiegermutter redet, scheut sie sich nicht, Dialekt zu sprechen. Zu ihr ist Giulia immer freundlich gewesen. Sicher, sie ist eine reservierte Frau, doch sie hat sie noch nie zurechtgewiesen und gelegentlich sogar eine freundliche Geste ihr gegenüber gezeigt. Jedoch hat Giovanna nie begriffen, ob ihre Freundlichkeit ehrlich ist oder von einem seltsamen, von innen begründeten Mitge-

fühl herrührt. Sieht man es denn so deutlich, dass Ignazio sie nicht wirklich liebt und ihr bestenfalls eine lauwarmer Zuneigung entgegenbringt?

Die andere antwortet nicht sofort. »Ich fühle mich wie jemand, dem man den Arm amputiert hat«, sagt Giulia dann. Sie streichelt das Köpfchen ihres kleinen Enkels, der mittlerweile zwei Jahre alt ist, und küsst ihn auf den hellen Haarschopf.

Giovanna weiß nicht, was sie tun soll. Soll sie ihrer Schwiegermutter die Hand drücken, ihr ein paar tröstende Worte sagen? Schließlich verhält man sich so unter Verwandten. Doch es gelingt ihr nicht, und das liegt nicht daran, dass sie kein Mitleid mit Giulia hat.

Der Schmerz, den sie an der älteren Frau wahrnimmt, ist einfach zu groß. Die Intensität jenes Verlusts macht ihr Angst. Niemals hätte sie gedacht, dass ein harter Mann wie Vincenzo Florio eine solche Bindung zu einer Frau eingehen könne, besonders zu einer Frau, die so sanft und geduldig ist wie Giulia. »*Unn'era cosa di stari accusi, bonanima*«, murmelt sie, und das ist die Wahrheit, so schmerzlich sie auch sein mag. So schlecht ist es ihrem Schwiegervater am Ende gegangen ...

Giulia schluckt ihre Tränen hinunter. »Ich weiß. Ich habe es gesehen. Weißt du, in den allerletzten Tagen, als du mit Ignazziddu in den Wehen lagst und er ihn sich nicht mehr anschauen konnte ...« Ihre Stimme bricht. »Als ich gesehen habe, dass er nicht mehr sprechen konnte, mich nicht mehr ansah, da habe ich zu Gott gebetet, dass er ihn zu sich nimmt. Ich wollte ihn lieber tot wissen, als ihn noch lange leiden zu sehen.«

Giovanna überspielt ihre Verlegenheit ob dieser Aussage,

indem sie sich bekreuzigt. »*Iddo è cu u' Signuri, ora pinsati chisto*«, murmelt sie. Jetzt sei er bei seinem Herrn, das müsse sie sich sagen. Und er habe so viel Gutes getan: »*Fici tanti cosi bboni...*«

Giulia lächelt bitter. »Wenn es bloß so wäre. Er hat vieles getan, aber nicht alles war gut. Besonders, was mich betrifft.« Sie hebt den Blick, und Giovanna ist überrascht, wie viel Energie in diesem Blick liegt. Fast wie ein Feuer, das in ihren Augen brennt. »Du weißt ja, dass er und ich lange Zeit unter Bedingungen miteinander lebten, die ... Sünde waren. Dass unsere Kinder unehelich geboren wurden.«

Giovanna nickt, erneut peinlich berührt von diesem Geständnis. Als Ignazio damals um ihre Hand anhielt, hat ihre Mutter aus genau diesem Grunde die Nase gerümpft: Trotz all seines Geldes war dieser Mann ein uneheliches Kind. Giulia und Vincenzo hatten erst nach seiner Geburt geheiratet.

»Ich erinnere mich an eine Begebenheit ...« Giulias Stimme wird weich, und ihre Miene scheint sich zu entspannen. »Zu Beginn, als er beschlossen hatte, mich zu der Seinen zu machen, und ich ... nicht wusste, wie ich ihm widerstehen sollte, da ... da hatte es mich eines Tages in den Laden verschlagen, hier unten. Ich sollte Gewürze kaufen, und er, der noch in seinem Büro war, hat meine Stimme gehört und ist in den Laden gekommen, um mich an der Theke zu bedienen. Was eher seltsam war, denn er hatte schon Jahre nicht mehr hinter dem Tresen gestanden. Er wollte mir Safranpastillen schenken und sagte, sie stünden für den Wunsch nach einem guten Schicksal und Frohsinn. Ich wollte das Geschenk nicht annehmen, doch er drückte sie mir in die Hand und zwang mich dazu, sie zu nehmen. Die

Leute in der *putà* schauten ihn verwirrt an, denn Vincenzo Florio schenkte nie jemandem etwas ...« Ein Seufzen. »Aber ich war nicht wie *die anderen*. Er wollte mich, *mich* und keine andere. Und als er mich dann hatte, hat er mein ganzes Leben genommen. Ich habe es ihm mit Freuden geschenkt, und es war mir nie wichtig, was die anderen von mir dachten, dass sie mich für ein schlechtes Frauenzimmer hielten. Denn er war alles für mich.« Sie drückt den kleinen Jungen an ihre Brust, der versucht, sich zu entwinden. »Und ihr denkt jetzt, ich könnte auf diesen Mann verzichten, den ich mehr geliebt habe als mich selbst, nur weil Gott ihn zu sich geholt hat?«

Vincenzino beginnt zu quengeln und will zu den Spielsachen, die im ganzen Zimmer verteilt sind, dann beginnt er zu husten. Giulia lässt ihn los. »Das alles habe ich dir gesagt, weil Ignazio mir nicht mehr zuhört. Es gab mal eine Zeit, in der ich für ihn alles war, aber dann hat sein Vater ihn an seine Seite geholt ... und Ignazio gehörte nur noch ihm.« Wieder seufzt sie. »Und ich ... ohne Vincenzo zähle ich nichts mehr.« Giovanna setzt zu einem Protest an, doch Giulia gebietet ihr mit einer Handbewegung Einhalt und fährt mit gesenkter Stimme fort: »Gewiss, ich bin seine Mutter, und er hat mich gern, aber ... Jetzt bist du da, seine Frau, und du bist die Herrin hier. Du kannst mir helfen. Du musst mit ihm reden, musst ihm sagen, ich möchte in den Quattro Pizzi wohnen. Ich weiß bereits, dass er das nicht will, dass er es besser findet, wenn ich hierbleibe, aber ... ich will nicht. Das war unser Zuhause, und dort habe ich vor, zu leben, zusammen mit Vincenzo und unseren Erinnerungen. Wirst du das tun?«

Giovanna möchte am liebsten erwidern, dass Ignazio

auch ihr nur selten zuhört, doch die Überraschung über Giulias Bitte macht sie stumm. Wenn ihre Schwiegermutter das Haus an der Via dei Materassai verließ, dann könnte sie Ignazio vielleicht dazu überreden, in die Olivuzza umzuziehen. Sie könnte den Garten und das Haus herrichten und die französisch geprägte Einrichtung mit anderen Möbeln auffrischen, die mehr nach ihrem Geschmack sind.

Es ist ein unerwartetes Geschenk, das Giulia ihr da gerade macht.

Und es ist nicht das einzige. Sie vertraut ihr auch ihr Haus an.

Giovanna beschränkt sich nur auf ein Nicken. Sie drückt die Hand ihrer Schwiegermutter. »Ich rede mit ihm«, sagt sie und weiß bereits, wie sie das anstellen wird. Denn auch wenn es stimmt, dass ihr Mann ihr nicht zuhört, gibt es doch eine Sache, deren Magie er sich nicht entziehen kann: das Prestige, das mit dem Namen ihrer Familie einhergeht. Darin ist Ignazio genau wie sein Vater – Beute eines Ehrgeizes, der ihn von innen auffrisst.

Und nichts kann mit mehr Prestige einhergehen als das, was sie mit der Olivuzza vorhat.



Schweigsame und unsichtbare bewaffnete Männer wachen über die Sicherheit des großen Parks, der Villa und ihrer Bewohner. Ein Florio zu sein bedeutet auch, dass man immer auf der Hut sein muss: Das hat bereits Vincenzo begriffen, doch um sich zu schützen, genügte es ihm, an die Freundschaft mancher Menschen zu appellieren oder sie auf einen gewährten Gefallen hinzuweisen. Doch als Ignazio nun, im

Herbst des Jahres 1869, in die Olivuzza umzog, hat ihn jemand – mit gedämpfter Stimme und diskret – darauf hingewiesen, dass es etwas mehr bedurfte, um der Familie »Ruhe und Sicherheit« zu verschaffen. Denn Palermo ist eine dynamische Stadt, in der der Handel – vor allem der Handel mit Zitrusfrüchten – Reichtum verspricht, und deshalb hat die Stadt in ihren Vierteln nicht nur Arbeiter, Besitzer von Obst- und Gemüsekarren, Bauern und junge Männer angezogen, die von einem Leben jenseits der Sklaverei des Ackerbaus träumen, sondern auch Schmuggler und Räuber, Gelegenheitsverbrecher ebenso wie solche, die den Gesetzesbruch zu ihrem Beruf gemacht haben. Diese Männer nun haben ein Netz aus »besonderen« Beziehungen ins Leben gerufen, dessen Maschen sich immer enger zuziehen, bis es irgendwann für die Hüter von Gesetz und Ordnung undurchdringlich wird. Außerdem besteht doch gar keine Notwendigkeit, die »piemontesische« Polizei mit Dingen zu behelligen, die man auch allein regeln kann, oder? Ein Unrecht? Kann durch die Zerstörung einer gewissen Lieferung von Zitronen, die nach Amerika geschickt werden sollten, wiedergutmacht werden. Eine Beleidigung? Schnell gesühnt durch einen Brand in einem Haus. Eine Meinungsverschiedenheit? Ein paar Schüsse in den Rücken desjenigen, der keinen »Respekt« gezollt hat ...

Aus all diesen Gründen lag es auf der Hand, wie man sich schützen musste: Man brauchte sich bloß an »gewisse Herren« zu wenden, die »nur allzu gern« für jemandes Schutz sorgten, wenn man ihnen als Gegenleistung dafür den ein oder anderen Gefallen tat oder eine »symbolische« Summe bezahlte. Das war eine anerkannte Praxis, die alle – ob nun adlig oder nicht – befolgten.

Und so geschieht es genau unter den Augen jener »Herren«, dass eine Kutsche von leichter und moderner Bauart vor dem ältesten Teil des Gebäudekomplexes hält, der zu der großen Villa der Olivuzza gehört. Niemand hat das Gefährt aufgehalten, niemand es durchsucht, denn Don Ignazio hat gesagt, Gäste seien heilig und dürften in keiner Weise belästigt werden. Und das hier ist ein ganz besonders wichtiger Gast.

Aus der Kutsche steigt ein Mann mit durchdringenden Augen und breiter Stirn, in die lange Locken fallen. Er bewegt sich voller Anmut, kann aber auch ein gewisses Unbehagen nicht verbergen.

Ignazio steht reglos im Eingang des Gebäudes und wartet auf ihn. Er schüttelt ihm die Hand und sagt schlicht: »Kommt.«

Der Mann folgt ihm. Sie durchqueren das Vestibül, dann eine ganze Zimmerflucht und eine Reihe von Salons, die mit Geschmack eingerichtet sind. Man erkennt auf der Stelle Giovannas Hand bei der Zusammenstellung der Tapetenfarben, den in Paris und England gekauften Möbeln, den großen Perserteppichen. Sie hat das Innere der Villa neu eingerichtet und jedes Möbelstück, jeden Schmuckgegenstand selbst ausgesucht.

Die beiden erreichen das Arbeitszimmer. Der Mann bleibt auf der Schwelle stehen und bemerkt ein großes Ölgemälde, auf dem die Weinkellerei der Florios in Marsala mit ihren hohen weißen Mauern, in schwindendes Licht getaucht, abgebildet ist. Wer auch immer das Bild gemalt hat – es ist ihm vortrefflich gelungen, sowohl jenes prachtvolle Gebäude als auch das tiefe Grün des Gewässers vor der Küste auf der Leinwand festzuhalten.

»Faszinierend«, murmelt er. »Von wem ist das?«

»Von Antonino Leto.« Ignazio tritt näher. »Gefällt es Euch? Es stellt meinen *baglio*, mein Gutshaus, in Marsala dar. Leto hat das Gemälde erst vor wenigen Wochen geliefert. Er hat mich warten lassen, aber das Ergebnis ist großartig, sein Anblick macht mich immer froh. Besonders das Meer ist wundervoll gelungen. Ich bin mir immer noch unschlüssig, ob ich es hier in meinem Arbeitszimmer lassen oder woanders aufhängen soll. Aber setzen wir uns doch.«

Er zeigt auf die Sesselgruppe und nimmt Platz. Ein paar Sekunden lang nimmt er den Mann gegenüber ins Visier, dann hebt er an zu sprechen. Auf seinem Gesicht erblüht ein Lächeln, das durch seinen dichten, dunklen Bart nur halbwegs verborgen wird.

Der andere fühlt sich sichtlich unwohl und rutscht unruhig auf dem Sessel hin und her. »Was ist los, Don Ignazio? Gibt es etwas, das nicht in Ordnung ist? Die Errichtung des Mausoleums für Euren Vater in Santa Maria di Gesù geht im vorgesehenen Tempo vonstatten. Es war mühsam, die Krypta in den Fels zu meißeln, doch mittlerweile läuft alles, und ich weiß, dass De Lisi den Entwurf für die Skulptur fertiggestellt hat ...«

»Das ist nicht der Grund, warum ich Euch habe kommen lassen.« Ignazio bildet mit den Fingern ein spitzes Dach vor seinem Gesicht. »Ich habe Euch einen Vorschlag zu machen.«

Giuseppe Damiani Almeyda, Professor für Ornamentik und elementare Architektur an der staatlichen Universität von Palermo, lehnt sich in den Sessel zurück. Perplex nimmt er die Hände auseinander, legt sie dann auf seinem Schoß ab. »Mir? Und wie kann ich Euch dienlich sein?« Sein

neapolitanischer Dialekt liegt unter einem leicht fremdländischen Akzent verborgen, dem Vermächtnis seiner portugiesischen Mutter, der schönen Maria Carolina Almeyda, Patenkind der Königin Maria Karolina von Bourbon, einer Adelligen, in die sich der Palermitaner Felice Damiani, ein Oberst des bourbonischen Heeres, unsterblich verliebt hatte.

»Ihr seid nicht nur ein Architekt, für den ich große Achtung empfinde, sondern auch Ingenieur bei der Gemeinde Palermo. Und Ihr seid ein Mann von Kultur: Ihr kennt und schätzt die Vergangenheit, lasst Euch jedoch von der Zukunft nicht abschrecken. Im Gegenteil.«

Damiani Almeyda hält sich die Faust vor seinen Schnurrbart. Jetzt ist er endgültig auf der Hut. Komplimente versetzen ihn seit jeher in Alarmzustand. Diesen gelassen wirkenden jungen Mann frequentiert er noch nicht lange, doch er weiß sehr wohl, dass Florio mächtig ist, und nicht nur aufgrund seines Reichtums. Auch intelligent ist er, sehr sogar, aber er besitzt diese Art von Intelligenz, vor der man sich in Acht nehmen muss. »Worum wolltet Ihr mich denn nun genau bitten, Don Ignazio?«

»Um einen Entwurf.«

»Wofür?«

»Für die Gießerei.«

Der andere Mann reißt die Augen auf. Vor seinem inneren Auge taucht das Bild einer Lagerhalle aus verrußten Tuffquadern voller Arbeiter auf. »Die Oretea?«

Ignazio deutet ein Lachen an. »Zumindest im Moment besitze ich keine andere.«

Eine Pause. Die beiden betrachten einander, mustern sich. Damiani Almeyda beugt sich nach vorn, die Hände

über den Knien gekreuzt. »Lasst mich begreifen. Was genau habt Ihr im Sinn?«

Ignazio steht auf und geht ein paar Schritte über den Teppich, der fast den gesamten Boden bedeckt. Es ist ein Qazvin, den er höchstpersönlich ausgesucht hat – nicht nur um seiner großen Eleganz willen, sondern auch wegen der besonderen Aufmerksamkeit, die man in jener Gegend Perziens nicht nur der Knüpftechnik, sondern auch der Qualität der Wolle und ihrer natürlichen Färbung angedeihen lässt. »Ihr wisst ja, dass mein Vater die Gießerei mit einer Entschlossenheit gewollt hat, die selbst für ihn außergewöhnlich war, für ihn, dem es doch niemals an Willenskraft gemangelt hat. Alles sagten damals, es sei ein Projekt, mit dem er nur verlieren könne, doch er hat darauf bestanden, auch gegen die Ratschlüsse von Freunden wie Benjamin Ingham, Gott hab ihn selig.«

Er bleibt vor der großen Fensterfront stehen. Er erinnert sich noch gut an Inghams Begräbnis, und wie sein Vater mit versteinerner Miene den Sarg streichelte. Ben Ingham war für ihn Freund und Rivale zugleich gewesen, Mentor und Gegenspieler. Die beiden hatte eine Freundschaft verbunden, die ebenso ungewöhnlich wie stark war, ein Gefühl, wie er selbst es leider nicht kennt.

Er kehrt in die Wirklichkeit zurück und schlägt sich mit den Fingerknöcheln der einen Hand auf die andere. »Die Situation hat sich verändert. Heutzutage muss sich die Gießerei mit ähnlichen Betrieben im Norden herumschlagen, die eine wesentlich größere Konkurrenz darstellen. Das war eines der ... der Geschenke, die uns das Königreich Italien gemacht hat: Unternehmen, die das produzieren, was wir auch produzieren. Ich kann es ihnen nicht verdenken: Sizi-

lien hat im Königreich keine Priorität und tut nichts dafür, dies zu ändern. Um etwas zu erreichen, muss man hier entweder schuften, andere bedrohen, Umwege gehen oder an die Heiligen im Paradies appellieren. Und manchmal reicht noch nicht mal das. Es gewinnt derjenige, der das beste Blatt hat, wie in einem Kartenspiel, und dann geht das bisschen, was man hat, auch noch vor die Hunde. Das ist es, was mich so wütend macht: Es gibt Kapital in Palermo, aber es muss auf intelligente Weise angelegt werden, sonst werden wir alle von der Konkurrenz zerschmettert. Im Norden wachsen und gedeihen die Fabriken, während man hier immer noch Getreide anbaut, Sumach mahlt oder Schwefel aus dem Boden kratzt. Ganz gleich, wie man es dreht und wendet: Wir können einfach nicht mehr mithalten. Und genau hier muss dringend Abhilfe geschaffen werden. Um jeden Preis.«

Er dreht sich um. Damiani Almeyda hält beinahe den Atem an. An die Stelle jenes ruhigen jungen Mannes mit den höflichen Manieren ist ein Geschäftsmann von überraschender Härte getreten.

»Wie kann ich Euch dann behilflich sein?«, fragt er. Fast fühlt er sich genötigt, diese Frage zu stellen.

»Ihr, Herr Ingenieur, werdet mir, wenn Ihr wollt, dabei helfen, die Situation zu ändern. Unterdessen frage ich Euch, ob Ihr dazu bereit seid, die Gießerei in die neue Zeit zu bringen, sie zu einer modernen Anlage zu machen. Ihr könntet bei der Fassade beginnen.« Ignazio beginnt wieder auf und ab zu gehen, und Damiani Almeyda folgt ihm mit den Blicken. »Ihr kennt die Oretea doch, oder? Sie ist kaum mehr als eine Lagerhalle, ein *malaseno*, ein Bretterverschlag. Doch sie soll zu einer modernen Anlage werden, angefangen beim Äußeren, so wie ich es in Marseille gesehen habe,

wo die Werkstätten für die Reparatur der Schiffe nur wenige Meter von den Docks und dem Hafen entfernt sind. Die Gießerei arbeitet vor allem mit den Dampfschiffen zusammen, die reparaturbedürftig sind, und das muss uns bewusst sein.«

»Dann soll ich also Pläne machen für ...«

»In erster Linie für die Fassade, und dann soll auch das Innere neu strukturiert werden.« Mehr sagt Ignazio nicht dazu. Noch ist nicht der Moment gekommen, um mit ihm über seine Idee zu sprechen, Häuser für die Arbeiter zu bauen und die Räumlichkeiten für die Büros der Gießerei neu zu überdenken, wie das in England oder Frankreich ganz normal ist. Er ist der Arbeitgeber, ein guter Arbeitgeber, und er wird immer an das Wohlergehen seiner Leute, der Arbeiter und ihrer Familien denken. Doch zuerst gibt es jede Menge anderes zu tun.

Sie sprechen lange miteinander, während sich das Herbstlicht golden ins Zimmer ergießt. Sie sprechen über das, was Ignazio für seine Fabrik haben möchte, und wie Damiani Almeyda sich das Ganze vorstellt: hell, lichterfüllt, mit viel Platz für die Arbeiter und einer hohen Decke, damit sich die Hitze nach oben verteilt ... Sie hören einander zu, pflichten einander bei, sie verstehen sich. Sie haben die gleiche Vision, wollen die gleiche Zukunft für Palermo.

Von diesem Moment an wird Giuseppe Damiani Almeydas Schicksal – des Mannes, der das Teatro Politeama gestalten, den Palazzo Pretorio renovieren und das historische Archiv der Stadt Palermo bauen wird – für immer untrennbar mit dem der Florios verbunden sein.

Und für die Florios wird er einst auf Favignana sein Meisterwerk errichten.



Es ist Abend. Im Kamin lodert ein riesiger Holzscheit und erfüllt die Luft mit seinem harzigen Duft. Gedankenverloren deutet Giulia ein müdes Lächeln an. Wie seltsam, wieder in diesem Raum zu sein, denkt sie, dort, wo Vincenzo vor mehr als anderthalb Jahren gestorben ist.

Es ist der Heiligabend des Jahres 1869. Ignazio und Giovanna haben sie in die Olivuzza eingeladen, um mit ihr Weihnachten zu feiern, auch deshalb, wie Ignazio gesagt hat, weil es in den Quattro Pizzi zu viele Treppen gibt und zu kalt ist. Doch das festliche Abendessen war noch in vollem Gange, als Giulia Giovanna einen Blick zugeworfen und diese begriffen hat, so wie es eine Frau eben begreift, wenn sie einer anderen ins Gesicht sieht und in ihren tiefen Falten und den schweren Lidern erkennt, wie unendlich müde sie ist. Und so hat Giovanna genickt und der Gouvernante bedeutet, sie möge Giulia beim Aufstehen helfen und sie auf ihr Zimmer begleiten.

Ignazio hat ihr hinterhergesehen, mit einem Blick, der sich nicht zwischen Beunruhigung und Traurigkeit entscheiden konnte.

Er wird gedacht haben, dass es für mich zu viel Gelächter, zu viel Lärm, zu viel Essen war, denkt Giulia jetzt. Die Wahrheit ist jedoch, dass mir das alles nichts mehr bedeutet. Ich möchte einfach nur hier sein, dort, wo er war.

Sie hebt den Blick zum Fenster, zu der Dunkelheit, die den Park der Olivuzza einhüllt.

In dieser Villa fühlt sie sich alles andere als wohl. Sie erinnert sich, dass das Anwesen ursprünglich einmal den Buteras gehörte, einer der ältesten Adelsfamilien Palermos,

und dass es eine russische Fürstin, die Prinzessin Varvara Petrovna Šachovskaja, die zweite Gemahlin des Fürsten von Butera-Radali, war, die die Villa erweitert und ausgeschmückt hat. Zarin Alexandra, die Frau des Zaren Nikolaus I., verbrachte hier einen ganzen Winter. Besessen von dem Bedürfnis, den Reichtum der Familie zur Schau zu stellen, hat Vincenzo weder Kosten noch Mühen gescheut, um in den Besitz des Anwesens zu gelangen. Und jetzt ist es Ignazios Aufgabe und die seiner Frau, die Villa zu vergrößern und zu verschönern. Erst kürzlich hat ihr Sohn noch mehrere Palazzi in der Nähe hinzugekauft, um das Anwesen noch imposanter zu machen.

Jetzt ist es ihr Zuhause.

Palermo – ihr Palermo, das mit den gepflasterten Straßen und den finsternen Gassen – ist weit weg, jenseits einer stauigen Straße, die zwischen mehreren Anwesen von Adligen und Gärten verläuft. Die Stadt sucht neue Räume in Richtung Berge, nachdem ihre Mauern nach der Vereinigung eingerissen wurden. Die neuen Behausungen verschlingen die Felder, nach italienischem Stil angelegte Gärten treten an die Stelle von Gemüsegärten und Zitronenplantagen; kleine Palazzi mit zwei oder drei Stockwerken, die sich alle ähneln, mit rechteckigen Architraven und Fensterläden aus braunem Holz, schießen entlang der neuen Straßen, die in Richtung Land führen, aus dem Boden. Via dei Materassai, Castellammare, die Kalsa gehören einer anderen Welt an, einem anderen Leben. Die Stadt verändert sich, und es ist ihr vielleicht gar nicht bewusst.

Wieder seufzt Giulia. Ihr stockt der Atem; in ihrer Brust wird es eng, sie schmerzt. Manche Sonderbarkeiten hätte Vincenzo nicht geduldet. Aber Vincenzo ist tot.

Und sie spürt, wie ihr das Leben entgleitet, aber sie tut nichts, um es aufzuhalten.



Die Bediensteten haben begonnen, den Tisch abzudecken. Emsige Hände sammeln das Besteck ein und legen es in die Körbchen, in denen es in die Küche gebracht wird. Die Tablettts mit Törtchen und kandierten Früchten sind mit Leinentüchlein abgedeckt. Die Kristallgläser und der silberne Samowar wurden geleert und wieder in der Anrichte verstaut, nachdem man sie abgetrocknet und poliert hat. Die Lichter werden heruntergedreht oder gelöscht. In der Luft hängt immer noch der Duft nach Lorbeer und Viburnum, die in den *cachepots* aus Chinaporzellan vor sich hin welken, zusammen mit dem deutlich länger anhaltenden Aroma von männlichem Kölnischwasser und Puder.

»*Giuvannina! Giuvannina!*«

Giovanna weist die Diener an, den Marsala in dem Salon zu servieren, der auf den Garten hinausgeht – und den wegen seiner Tapetenfarbe alle den »grünen Salon« nennen –, als die jammernde Stimme ihrer Mutter sie dazu zwingt, sich umzudrehen. Es war Ignazio, der darauf bestanden hat, dass Giovannas Eltern ebenso wie Angelina und Luigi De Pace an dem Mittagessen am zweiten Weihnachtsfeiertag teilnehmen. An diesem Morgen sind auch Auguste und François Merle eingetroffen, der Schwiegervater und der Ehemann seiner Schwester Giuseppina, die in Marseille zurückgeblieben ist, weil ihr kleiner Sohn Louis Auguste sich einer ebenso zarten Gesundheit erfreut wie sein Cousin Vincenzo und sie sich nicht in der Lage sah, mit ihm ein

Dampfschiff zu besteigen und eine Seefahrt mitten im Winter anzutreten. Doch Ignazio hat viel daran gelegen, der Welt zu zeigen, dass die Florios als Familie zusammenstehen, und das ist in jedem Fall gelungen.

Giovanna sieht, wie ihre Mutter mithilfe der zwei Stöcke auf sie zuwackelt, die sie mittlerweile braucht, um sich fortzubewegen. Ihr graues Haar hat sie zu einem hohen Dutt aufgesteckt, der die Rundheit ihres Gesichts noch hervorhebt. Alles an ihr ist rund: von den Fingern, in deren Fleisch die Ringe buchstäblich zu versinken scheinen, zu der Brust, die nur mit Mühe von ihrem Kleid in Schach gehalten wird, bis zu den Reifröcken, deren es eigentlich gar nicht mehr bedarf, so ausladend sind ihre Oberschenkel.

Eleonora d'Ondes Trigona, Schwester von Romualdo Trigona, dem Fürsten von Sant'Elia, ist eine Frau mittleren Alters, der die Jahre nicht gut mitgespielt haben, zumal sie allerlei Zipperlein hat und nicht gut auf sich achtet. Sie ist puterrot im Gesicht, keucht und schwitzt bereits nach wenigen Schritten.

Ihre Tochter bleibt reglos stehen. Sie wartet darauf, dass ihre Mutter sie erreicht, dann gehen sie gemeinsam auf den schmalen Gartenwegen spazieren.

»*Maronna santa, stanca sugnu. Veni ccà, assittamunni*«, klagt die Mutter in tiefstem Sizilianisch über ihre Müdigkeit und will sich setzen.

Giovanna geht ihr einige Schritte voraus und wartet, bis ihre Mutter auf der Steinbank vor der Voliere Platz genommen hat, dann setzt sie sich neben sie, während die Kinder, von ihren Kinderfrauen beaufsichtigt, im Garten heruntollen, die Papageien im Käfig necken und sie zum Flattern bringen. Nicht weit von ihnen entfernt rauchen die

Männer des Hauses Zigarren und diskutieren mit gesenkter Stimme.

Auf dem Kleid der Mutter sind Fettflecken. *Gewiss hat sie gegessen, bevor sie hierher zum Mittagessen kam*, denkt Giovanna mit einer Mischung aus Bestürzung und Gereiztheit. *Wie hat diese Frau, die doch immerhin eine Fürstin ist, es geschafft, sich so geben zu lassen?*

»Wieso hast du mir eigentlich nicht gesagt, dass du schwanger bist? Musste ich das wirklich von Donna Ciccia erfahren?«, beklagt sich Eleonora und betont, wie peinlich es ihr sei, dass Giovannas Schwiegermutter vor ihr davon erfahren hätte.

Giovanna gibt ihr keine Antwort. Sie betrachtet ihre schmalen Finger und bemerkt, dass der Ehering ihr beinahe vom Knöchel rutscht. Ihr Blick fällt auf den Brillanten und den Smaragd, die ihr Ignazio während der mittlerweile vier Jahre andauernden Ehe geschenkt hat. Zu Weihnachten hat er einen goldenen Armreif mit einer Blüte aus kostbaren Edelsteinen für sie anfertigen lassen. »Ich wollte einfach sicher sein. *Poi, mamà, u' sapite*. Ihr wisst doch, Mama, es bringt Unglück, wenn man zu früh darüber spricht.«

Eleonora nimmt ihre Hand und berührt ihren Bauch. »*Quannu nasci?*« Wann es denn so weit sei?

Giovanna weicht kaum merklich vor ihr zurück, schiebt die Hand der Mutter weg und schüttelt den Kopf. »*E chi nisacciu?* Woher soll ich das wissen? Mai, Juni ...« Sie streicht sich über das Kleid. Sie hat sich das Korsett aufschnüren lassen, weil es sie am Bauch allzu sehr eingezwängt hat. Ihr Bauch wächst schneller als bei den vorherigen Schwangerschaften, und Donna Ciccia – die sie innerlich verflucht, weil sie den Mund nicht halten konnte! – sagt,

der Grund könnte der sein, dass sie diesmal ein Mädchen erwartet.

»*Ora tu hai a stari accura, chi to' marito unn'avi e iri a cercari altre fimmine. Chi dopo due picciriddi, 'un si cchiù na' rosa...*«

Wie bitte? Sie solle jetzt dafür Sorge tragen, dass ihr Mann nicht anderen Frauen nachsteigt, denn nach zwei Kindern sei sie keine taufrische Rose mehr?

Giovanna ist wütend. »*Me marito unn'avi gonnelle da taliàre.*« Nein, ihr Mann sei kein Schürzenjäger, nicht dass sie wüsste. Ignazio ist ein ernsthafter Mann, er würde sie niemals betrügen, erst recht jetzt nicht, wo sie schwanger ist. Und selbst wenn es geschehen wäre, wollte sie es nicht wissen.

Denk lieber mal an dich selbst, überlegst du voller Groll. Seit wann erträgst dein Mann es nicht einmal mehr, dich anzuschauen?

Seit einigen Tagen reagiert sie auf alles und jeden gereizt. Da macht ihre Mutter keine Ausnahme.

Eleonora scheint das zu bemerken. Kummer blitzt in ihren Augen auf. Ob sie denn genügend esse, fragt sie.

»Ja.«

»Wenn du nämlich nicht isst, fällst du vom Fleisch.«

»*Mancio, ti rissi!* Ich esse, das weißt du doch!«

Giovanna bemerkt, dass sie die Stimme gehoben hat, denn die Kinderfrauen drehen sich um und schauen sie an. Es durchläuft sie heiß. Tränen der Wut brennen in ihren Augen. »*Viri picchè uno 'un ti po' cuntari nenti? Picchè tu ti metti a abbainari comu 'na lavannara?*« Ihre Mutter müsse doch wissen, warum man ihr nichts erzählt. Und dass sie jetzt auch noch schreie wie ein Waschweib!

Giovannas Stimme bebte, und dafür hasst sie sich: Denn alles an ihr – ihre Kehle, die Eingeweide, ihr ganzer Kör-

per – erinnert sie daran, was es bedeutet, die Tochter dieser Frau zu sein. Die Schwester eines Fürsten, die seit jeher viel zu laut spricht, die ständig etwas zu essen in der Hand hat und mit offenem Mund herumläuft, weil sie sonst nicht schnaufen kann. Sie erinnert sich an die Blicke, die die Leute ihr und ihrem Vater zuwarfen: höhnische Blicke, sogar ausgelacht hat man sie angesichts dieser Frau von adligem Geblüt, die sich in einen solchen Zustand gebracht hat. Hätte sie doch wenigstens eine Schwester oder einen Bruder gehabt, um ihr Herz auszuschütten, jemanden, den sie um Trost bitten, mit dem sie sich den Schmerz teilen könnte. Doch nein: Die Schande dieser Mutter muss sie ganz allein tragen.

Ein Schluchzen entringt sich ihrer Kehle. Sie springt auf, während die Mutter sie aufzuhalten versucht, nach ihr ruft, sie solle zurückkehren, sie um Verzeihung bittet.

Ihre Schritte führen sie immer weiter in den Park hinein, wo alles zugewachsen ist. Laut schluchzend klammert sie sich an einen Birnbaum, und eine Handvoll trockene Blätter rieseln ihr auf den Kopf. Holzspießel bohren sich unter ihre Nägel.

Ein Teil von ihr weiß, dass sie wegen des Kindes so empfindlich und reizbar ist und oft die Kontrolle verliert. Doch tief in ihr drinnen ist da auch etwas, das immer wieder in ihr aufkocht und so viele Erinnerungen und Demütigungen zum Vorschein bringt.

Sie beugt sich nach vorne, steckt sich zwei Finger in den Hals, um zu erbrechen. Sie würgt und würgt, dann schießt der Inhalt ihres Magens aus der Kehle und mit ihm ihre ganze Wut, die sie reinigt, die sie befreit, und es kümmert sie nicht, dass sie diesen sauren Geschmack im Mund hat,

dass ihre Speiseröhre brennt wie Feuer. Instinktiv hält sie ihr Kleid zurück, um es nicht zu beschmutzen. Das hat sie schon als junges Mädchen gelernt, als sie dabei zusah, wie ihre Mutter immer aufgedunsener und dicker wurde, während sie selbst immer weniger aß, als wollte sie vor den Augen der Welt einfach verschwinden.

Irgendwann haben die Ohnmachtsanfälle begonnen. In ihrer Besorgnis hat ihre Mutter ihr strenge Bettruhe verordnet, ihr Nudeln, Fleisch, süße Teilchen und andere Süßigkeiten gebracht und sie zum Essen gezwungen, es ihr buchstäblich eingetrichtert. Giovanna gehorchte und erbrach hinterher alles wieder. Der Arzt war der Meinung, ihr Magen habe mittlerweile nur noch das Fassungsvermögen einer Espressotasse, weswegen sie niemals mehr normal essen könne. An diese Diagnose hat sich Giovanna mit all ihrer Kraft geklammert und sie – mit einem vagen Lächeln der Entschuldigung – jedes Mal dann aus dem Ärmel gezaubert, wenn jemand eine Bemerkung zu ihrem geringen Appetit machte.

Es hat Ignazio gebraucht, um diesen ärztlichen Urteilspruch infrage zu stellen: Nach den ersten Monaten ihrer Ehe war er es irgendwann leid, gegenüber seiner Frau darauf zu bestehen, dass sie »ein wenig mehr« esse, und brachte sie nach Rom zu einem berühmten Arzt. Nach einer langen Unterhaltung und einer noch längeren Untersuchung erklärte die Koryphäe ohne Umschweife, Giovanna müsse endlich »die Capricen eines launischen Balges« ablegen, und wenn sie erst einmal ein Kind bekäme, würde auch ihr Körper wieder gemäß seiner Natur reagieren.

Sie nickte damals nur, und Ignazio, der sich in seiner Meinung bestärkt fühlte, lächelte bei dem Gedanken an jenen

Spössling, durch den alles wieder in Ordnung kommen würde. Und im Grunde hat der Mediziner recht behalten, zumindest teilweise: Während der Schwangerschaften hat sich die Situation verbessert, auch weil sie sich aus Liebe zu dem winzigen Wesen, das sie erwartete, zwang, nicht alles gleich wieder zu erbrechen.

Doch heute vernebelt die Traurigkeit ihre Gedanken, und Dunkelheit senkt sich über ihre Seele.

Sie hustet wieder, spürt, wie ihr die Galle in der Kehle aufsteigt. Mittlerweile ist ihr Magen leer, es kommt nichts mehr. Sie fühlt sich besser: frei, leicht. Zu leicht. Sie schwankt.

In diesem Moment legt sich eine Hand auf ihre Schulter. Es ist eine ebenso sanfte wie kraftvolle Berührung, die zu einer Umarmung wird. »Ist es das Kind? Hast du dich übergeben?«

Ignazio stützt sie, Brust gegen Schultern. Er ist kräftig gebaut, und in seinen Armen fühlt sich Giovanna, als würde sie verschwinden.

Sie gibt sich der Umarmung hin, genießt die Wärme, das Wohlgefühl, das sich in seinen Armen immer einstellt. »Mir ist schlecht«, spielt sie das Geschehene herunter und atmet mit offenem Mund. »Ich habe zu viel gegessen.«

Er zieht ein Taschentuch aus der Tasche, trocknet ihr den Schweiß von der Stirn, wischt ihr wortlos die Lippen ab. Er wird ihr weder sagen, dass er den Streit mit ihrer Mutter mitangehört hat und dass er ihr deshalb gefolgt ist, noch dass er gesehen hat, wie sie sich den Finger in den Mund gesteckt hat. Auch wird er ihr nicht verraten, dass es nicht das erste Mal ist, dass er sie das tun sieht. Er begreift es nicht, aber er stellt keine Fragen, das kann er nicht: Es geht nur

Frauenzimmer an. Außerdem ist der Arzt in Rom klar und deutlich gewesen: Schuld an allem seien einige hässliche Angewohnheiten, und ihre angeborene weibliche Hysterie habe ein Übriges dazu getan.

Er hält sie im Arm, gibt ihr Sicherheit.

Ignazio hat schon vor geraumer Zeit begriffen, wie zerbrechlich Giovanna ist und wie groß ihre Angst, dem Namen, den sie durch ihre Heirat mit Ignazio trägt, nicht gewachsen zu sein. Doch er hat auch gelernt, ihre Zähigkeit zu schätzen, ihre Fähigkeit zu reagieren. Ohne ihren raubtierhaften Mut, ihr ganz besonderes Wesen, das so widerspenstig, so robust ist, würde sie das Leben an seiner Seite nicht ertragen und könnte es nicht hinnehmen, dass sie nicht im Mittelpunkt seiner Gedanken steht. Denn er gehört der Casa Florio und niemandem sonst, genau wie das auch bei seinem Vater der Fall war. Und daraus hat er ihr gegenüber nie einen Hehl gemacht.

»Komm«, sagt er zu ihr.

Giovanna löst sich von ihm. »Es geht mir gut«, erklärt sie, doch ihr bleiches Gesicht spricht eine andere Sprache.

»Das stimmt nicht«, entgegnet er leise. Er streichelt ihr Gesicht, nimmt ihre Hand und küsst sie auf die Fingerspitzen. »Vergiss nicht, was du bist.«

Was denn? Unsicher? Hysterisch?, denkt Giovanna und würde ihn das am liebsten fragen, doch Ignazio legt ihr einen Finger an die Lippen und beugt sich vor. Einen Moment lang sieht sie einen Schatten, der seinen Blick durchkreuzt wie ein Blitz der Erkenntnis. Des Bedauerns.

»Du bist meine Frau«, sagt er am Ende. Und küsst sie auf die Lippen.

Da packt Giovanna ihn am Revers seiner Jacke, zieht ihn

an sich. Das ist es, was er ihr geben kann, und zumindest für den Moment muss es ihr auch genug sein.



Als Giovanna und Ignazio ins Haus zurückkehren, sind ihre Gäste dabei, sich zu verabschieden. Die Stimmung scheint sich wieder aufgeheitert zu haben. Während Ignazio Auguste Merle und die De Paces zur Tür bringt, nähert sich Eleonora ihrer Tochter und umarmt sie, auch wenn es ihr schwerfällt, gefolgt vom Vater, der sich, formell und distanziert, wie er ist, darauf beschränkt, die Hand seiner Tochter zu ergreifen. Er küsst sie zärtlich und flüstert ihr ein »Pass auf dich auf!« zu.

Schließlich bleiben Giovanna und Ignazio allein auf der Schwelle stehen. Ignazio lässt seine Hand über den Rücken seiner Frau gleiten, lässt sie weiter unten liegen. »Möchtest du dich ein bisschen hinlegen?«, fragt er.

»Ja, das würde ich gern.«

Er zieht eine Uhr aus der Westentasche und blickt darauf. »Ich gehe ins Arbeitszimmer, ich habe zu tun. Aber zum Abendessen bin ich bei dir, wenn du etwas zu dir nehmen möchtest.« Er küsst sie auf die Stirn und zieht sich zurück.

Giovanna stützt Giulia und hilft ihr die Treppe hoch, in den ältesten Teil der Olivuzza. Sie betreten eines der Kinderzimmer. Vincenzino hat ein wenig Fieber gehabt, und Giovanna hat ihn in die Obhut der Kinderfrau gegeben und sie gebeten, ihn zu Bett zu bringen. Und da liegt er auch unter der Decke, fast eingeschlummert. Ignazziddu sitzt barfuß auf dem Boden und spielt mit ein paar Zinnsoldaten. »Ich bleibe hier. Geh du dich ausruhen«, sagt Giulia zu

Giovanna. Kurz zögert sie, dann fügt sie hinzu: »Ich habe zu spät begriffen, dass deine Mutter nichts von deiner Schwangerschaft wusste ...«

Giovanna verzieht den Mund. »In der Tat, ich hatte es ihr nicht gesagt.«

»Ich bitte dich um Entschuldigung.« Giulia legt ihr eine Hand an die Wange und betrachtet ihre Schwiegertochter mit trauriger Miene. »Mit meiner Mutter war das genauso; sie hatte immer etwas an mir auszusetzen, mich zu tadeln ...«, sagt sie schließlich. »Und ich habe mich ihr nie anvertraut.« Sie hebt Giovannas Kinn an, zwingt sie dazu, ihr in die Augen zu schauen. »Mütter sind unvollkommene Geschöpfe, und manchmal scheinen sie unsere schlimmsten Feinde zu sein, aber das sind sie nicht. Die Wahrheit ist, dass sie oft nicht wissen, wie sie uns lieben sollen. Sie glauben, sie könnten uns das Leben leichter machen, indem sie uns das ersparen, was sie selbst erlitten haben ... ohne sich dessen bewusst zu sein, dass jede Frau sowieso schon viel von sich selbst verlangt und selbst ihren Schmerz kennenlernen muss.«

Sie hat leise gesprochen, mit einem Unterton bittersüßen Bedauerns, bei dem sich Giovannas Augen erneut mit Tränen füllen. Es stimmt, sie und ihre Mutter haben sich gern, aber sie sind unheilbar verschieden: Eleonora ist ein exzessiver, ungestümer Mensch, sie hingegen zurückgezogen und verhalten. Schon ihr ganzes Leben lang sind sie immer wieder aneinandergeraten, weil ihre Mutter sie auf ihre Seite ziehen und sie zu einer Frau machen wollte, die so war wie sie. Und so ist Giovanna in dem beständigen Gefühl aufgewachsen ... falsch zu sein. Ein Gedanke, den sie nie ganz ablegen konnte.

Mit gesenktem Kopf betritt sie ihr Zimmer. Donna Ciccina wartet auf sie, mit einer Stickerarbeit beschäftigt; sie hat ein Kleidchen für ein Neugeborenes genäht. »Es wird ein Mädchen«, hat sie ihr mit größtem Nachdruck gesagt; dessen ist sie sich sicher, weil sie die Mondtage gezählt hat und es unter ihren Fingern spürt.

Giovanna empfindet für diese Frau mit den schlichten und gestrengen Zügen eine Mischung aus Furcht und Respekt zugleich. Sie mag es nicht, wenn sie »diese Dinge« tut, weil alles Übernatürliche ihr unangenehm ist und ihr das Gefühl gibt, auch das letzte Restchen Kontrolle zu verlieren, das sie überhaupt noch über ihr Leben zu haben glaubt. Ganz zu schweigen davon, dass ihr Beichtvater wiederholt gesagt hat, sie solle sich von Aberglauben fernhalten, denn nur Gott habe Kunde von der Zukunft. Ansonsten jedoch hat Giovanna immer auf Donna Ciccina zählen können. Wenn sie sich als kleines Mädchen das Knie aufschlug, war sie immer da, um sie zu trösten; und wenn sie sich als junges Mädchen weigerte zu essen, fütterte Donna Ciccina sie voll schweisamer Geduld. Auch bei der Geburt ihrer beiden Söhne hat sie ihr beigestanden. Sie hat sie in den Arm genommen, als Giovanna unter Tränen gestand, sie habe Angst, Ignazios Zuneigung verloren zu haben. Mehr als ihre leibliche Mutter, mehr als eine Blutsverwandte hat ihr Donna Ciccina immer das gegeben, was sie wirklich brauchte. Und ihr verdankt sie auch ihre Liebe zum Sticken. Bereits als kleines Mädchen hat sie damit angefangen, indem sie im *petit point* kleine Bilder stickte, und heute fertigt sie zusammen mit ihrer alten Amme ganze Tischdecken oder sogar Wandteppiche an und bestickt Leintücher.

Mit der Zeit ist Donna Ciccina sogar ein kleines Wunder

gelingen, denn sie hat Giovanna dazu gebracht, ein wenig mehr zu essen, indem sie sie während der Mahlzeiten mit einer Mischung aus Strenge und Zuneigung so lange ansieht, bis Giovanna wenigstens ein paar Bissen zu sich genommen hat. Wenn sie dann zusammen sticken, die eine vor der anderen sitzend, in ein angenehmes Schweigen aus Verschworenheit und Gewohnheit versunken, findet sie oft neben ihrem Stuhl ein Tellerchen mit Orangen- oder Zitronenspalten, daneben eine kleine Zuckerdose. Und so taucht Giovanna gelegentlich ein Spältchen in den Zucker und schiebt es sich in den Mund.

Während Donna Ciccia ihr nun beim Umkleiden hilft, spricht sie mit ihr, unverblümt wie immer. »Ihr seid blass ... Ich habe gesehen, dass Ihr genauso wenig esst wie Vincenzino, wenn er krank ist. Ihr müsst aufpassen, sonst wächst das *picciriddu*, das Kleine, nicht richtig. Ihr könntet ihm sogar schaden.«

»Das ist einfach nichts für mich, mich an den Tisch zu setzen und einen ganzen Teller voll zu essen. Da wir gerade darüber sprechen: Sagt ruhig, dass ich heute Abend nicht mehr die Absicht habe, etwas zu essen. *Un c'ha fazzu, sugnu troppu stanca*. Ich schaffe es einfach nicht, weil ich zu müde bin.«

»Aber jeder Christenmensch muss essen, Donna Giovanna«, sagt die alte Amme seufzend. Sie fasst sie an den Handgelenken, drückt sie, zwingt sie, sie anzuschauen. »Hört auf mit den Grillen eines kleinen Mädchens, denn jetzt seid Ihr eine *fimmina maritata*, eine verheiratete Frau. Ihr habt einen Ehemann, der Euch Respekt entgegenbringt, und das können nicht viele Frauen von sich sagen. *Avite due figghi chi sunnu du' ciuri*, Ihr habt zwei blühende, gesunde Kinder.

Ich habe es Euch schon so oft gesagt: Wer nicht isst, der wird Gott den Herrn erzürnen.«

Giovanna nickt, schaut sie aber nicht an. Sie weiß, dass die alte Frau recht hat, doch es ist stärker als sie. »Er versteht nicht, wie es mir geht«, sagt sie mit so leiser Stimme, dass Donna Ciccìa, die ihr dabei hilft, aus dem Rock zu schlüpfen, ihren Kopf zu ihr neigen muss, um sie hören zu können. »Ich habe den besten Ehemann, den man sich denken kann«, sagt sie. »Aber ...« Sie unterbricht sich, denn hinter diesem »aber« steckt ein Schmerz, der sie nicht mehr verlässt, ein Schatten, in dem sich Schemen bewegen, denen sie keinen Namen geben könnte. Eine eisige Einsamkeit, undurchdringlich wie eine Scheibe aus Glas.

Donna Ciccìa hebt den Blick gen Himmel und beginnt das Kleid zusammenzufalten. »Ihr habt alles, könnt euch aber nicht damit zufriedengeben, das habe ich Euch schon gesagt. Er ist ein Ehemann und ein Mann – Frauendinge kann er nicht verstehen, und sie interessieren ihn auch nicht. Ihr müsst das tun, was Eure Aufgabe ist: Ehefrau sein und an die Kinder denken. Ihr seid mit einem bedeutenden Mann verheiratet: *'un putite pinsari chi iddo vi sta dappresso*. Ihr könnt nicht erwarten, dass er an Eurer Seite ist.«

»*Raggiuni aviti*. Wie recht Ihr habt«, sagt Giovanna seufzend.

Die andere Frau schaut sie wenig überzeugt an, aber sie belässt es dabei. »Soll ich die Zofe rufen, damit sie Euch beim Waschen hilft und Euch fürs Bett zurechtmacht?«

»Nein, danke, Donna Ciccìa, das mache ich selbst.«

Die andere Frau antwortet mit einem höflichen, leisen »Wie Ihr wünscht« und geht in Richtung Küche, um Bescheid zu geben, dass die Herrin kein Abendessen möchte.

Erschöpft lehnt sich Giovanna an den Türpfosten. Das Bild, das ihr aus dem Spiegel entgegenblickt, ist das einer zarten, zerbrechlichen Frau, die in ihrem Unterkleid fast verschwindet. An diesem Tag hat sie ein Kleid getragen, das in Paris für sie maßgeschneidert wurde, aus cremefarbener Seide mit Rüschen aus Valenciennespitze am Ausschnitt und an den Ärmeln. Sie hatte auch die Kette und die passenden Ohrringe mit dem Blumenmotiv aus Perlen angelegt, beide mit Diamanten besetzt. Ein Hochzeitsgeschenk von Ignazio.

Die ganze Familie hat ihr Komplimente gemacht. Ignazio beschränkte sich darauf, sie anzuschauen und anerkennend zu nicken; dann hat er sein Gespräch mit Auguste fortgesetzt.

Als hätte sie einfach nur ihre Pflicht getan.

Dieses Wort – Pflicht – verfolgt sie. Sie hat die *Pflicht* zu essen, weil sie stark sein und Kinder in die Welt setzen muss. Sie hat die *Pflicht*, makellos zu sein, denn sie muss der Familie gerecht werden, die sie bei sich aufgenommen hat. Sie hat die *Pflicht*, gutes Italienisch zu sprechen und Fremdsprachen zu beherrschen.

Und im Privatleben hat sie die *Pflicht*, im Schatten zu bleiben und alles zu erdulden, ganz gleich, was es ist, denn so benimmt sich eine gute Ehefrau, denn das bedeutet die Ehe: dem Ehemann zur Seite zu stehen und ihm stillschweigend zu gehorchen. Das hat sie von Anfang an getan, schon in der allerersten Nacht ihrer Ehe. Damals war sie fügsam, zurückhaltend und befolgte die peinlich berührten Ratschläge ihrer Mutter, die Augen zu schließen und die Zähne zusammenzubeißen, falls es wehtun sollte. Und zu beten, wenn Angst aufkam.

Doch Ignazio war leidenschaftlich und aufmerksam, in einer Weise, bei der sie immer noch rot wird, wenn sie daran zurückdenkt. Nachthemd und Gebete landeten in einer Ecke des Bettes, während er sich ihres Körpers bemächtigte und ihr Gefühle schenkte, von denen sie gar nicht gewusst hatte, dass sie sie empfinden könnte.

Und so war es in der ersten Zeit. Doch nach Vincenzos Geburt hat Ignazio sie des Nachts immer weniger aufgesucht, und ohne Leidenschaft. Als wäre sie selbst zu einer *Pflicht* geworden, zu etwas, das man erledigen muss, und nicht die Gefährtin, mit der man das Bett, den Körper und die Seele teilt.

Einige Zeit, am Anfang, dachte sie, es gebe vielleicht eine andere Frau. Doch nach Ignazzidus Geburt hat sie erkannt, dass Ignazios Mangel an Interesse ihr gegenüber in umgekehrtem Verhältnis zu seinem Engagement für die wirtschaftlichen Belange der Familie steht. Ja, es gibt eine Rivalin, und die heißt Casa Florio.

Ganz zu schweigen davon, dass sie ihm bereits zwei Jungen geschenkt hat, der Fortbestand der Familie also gesichert ist, und sie deshalb ...

Sie hat versucht, mit Donna Ciccia darüber zu sprechen, doch die hat nur mit den Achseln gezuckt und sie auf ihre Rolle als Frau hingewiesen. Außerdem sei es bei ihrer Schwiegermutter auch so gewesen, die sehr viel Geduld habe aufbringen müssen, denn immer habe die Casa Florio an erster Stelle gestanden und dann erst *idda i so' figghi*, sie und ihre Kinder.

Nur dass sie nicht Giulia ist. Sie will einen Mann, der an ihrer Seite ist.



Auch Ignazio isst nicht zu Abend. Er lässt sich eine Tasse schwarzen Tee bringen und schaut Akten über den wirtschaftlichen Werdegang des Gewürzladens an der Via dei Materassai an. Das Geschäft wirft nicht mehr so viel ab wie früher, und es hat schon Zeiten gegeben, in denen er in Erwägung zog, es abzustoßen, doch am Ende gewannen die Tradition und seine enge Bindung daran stets die Oberhand. Dabei spielt auch eine Art Aberglaube eine Rolle: Das Geschäft hat bereits seinem Vater gehört und davor dem Großvater und Onkel, die er beide nicht gekannt hat. Die wenigen Lichter, die noch brennen, sind wie weiße Flecken im Dunkel. Der Gewürzladen ist ein Stück ihrer Geschichte, wie der Ring, den er neben seinem Ehering trägt.

Er löscht das Licht, verlässt sein Arbeitszimmer. Er gähnt. Vielleicht kann er heute Nacht ja schlafen.

Die Dienstmoten gehen auf leisen Sohlen durch die Zimmer, machen die Lichter aus und stellen Paravents zum Schutz vor Funkenflug vor die Kamine, in denen die letzten Holzscheite glimmen und in der Asche zerfallen. Die Türen werden geschlossen.

Die Schutzleute drehen ihre nächtliche Runde. Ignazio kann sie nicht sehen, aber ihm scheint, er könne die Schritte der Männer hören, die im Garten auf und ab gehen. An diese »notwendige« Überwachung wird er sich nie gewöhnen; noch als Kind war es für ihn selbstverständlich, dass er sich überall in Palermo sicher bewegen konnte, von der Via dei Materassai bis zur Arenella. Doch heutzutage ist das anders.

Reichtum bringt Schwierigkeiten mit sich.

Während er die Treppe hochsteigt, zieht er sich die Jacke

aus und lockert seine Krawatte. Er kommt am Zimmer seiner Mutter vorbei, bleibt aber nicht stehen; sicher schläft sie. Ihm kommt sie immer müder und zerbrechlicher vor. Er wird versuchen, sie zu überzeugen, bei ihnen in der Olivuzza zu bleiben.

Als er an den Kinderzimmern vorbeikommt, betritt er das von Ignazziddu und nähert sich dem Bett. Der Junge schläft auf dem Rücken, eine Hand neben den Lippen. Er ist ein lebhaftes, aufgewecktes Kind, mit den feinen Zügen von Giovanna, ihren klaren Farben. Dann geht er zu Vincenzino hinüber, der mit offenem Mund und erhobenen Armen schläft. Er hat das leicht gewellte Haar seines Vaters und einen schwächtigen Körper, der unter den Decken fast verschwindet. Ignazio streichelt ihn und verlässt das Zimmer. Wer weiß, ob das Kind, das bald zur Welt kommt, ein Junge oder ein Mädchen wird. *Mir würde es gefallen, wenn es ein Mädchen würde*, denkt er mit einem Lächeln.

Er setzt seinen Weg fort und gelangt in sein Zimmer, wo sein Kammerdiener Leonardo, genannt Nanài, den anzustellen ihn Giovanna überredet hat, auf einem Schemel eingeschlafen ist. Er rüttelt ihn wach. »Nanài ...«

Der kleine, stämmige Mann mit dem dichten rabenschwarzen Haarschopf springt auf und klappt den Mund zu. »Don Ignazio, ich ...«

Ignazio unterbricht ihn. »*Vattinni a dormiri*. Geh schlafen. Ich komme schon allein zurecht«, sagt er und lächelt ihm freundlich zu. Mit seinen Bediensteten spricht Vincenzo Dialekt, damit sie sich wohlfühlen. Eine Kleinigkeit, die sich als umsichtig erwiesen hat.

Der Mann verbeugt sich tief. »*Mortificato sugnu, signore ...*«, entschuldigt er sich zerknirscht.

»Ist ja gut. Und jetzt leg dich hin, *dumani matina n'avemu a susiri pi' cinque*, morgen früh um fünf müssen wir wieder raus.«

Der Diener schlurft hinaus und verschwindet unter weiteren Entschuldigungen hinter der Tür.

Ignazio reckt die Arme über dem Kopf und streckt sich, gähnt wieder. Er zieht die Damastvorhänge zu und lässt seine Jacke auf den Sessel neben dem Bett fallen. Dann streift er die Schuhe von den Füßen, schlüpft aus seiner Weste, lässt sich aufs Bett fallen und schließt die Augen.

Mit der Müdigkeit kommt eine Erinnerung. Sie ist so machtvoll, dass sie ihn der Gegenwart entreißt und alles auslöscht, das ihn umgibt. Fast scheint es ihm, als könnte er wieder in seinen Körper von vor zwanzig Jahren schlüpfen und würde nichts mehr von den Mühen und der Bürde der Verantwortung spüren, die heute auf ihm lasten.

Marseille.

Eine Akazie und eine Decke, die auf dem Boden ausgebreitet ist. Der Geruch frisch gemähten Heus, das Zirpen der Grillen, die Wärme der Sonne. Spätsommerlicht fällt in milden Strahlen durch die Blätter, der Wind singt in den Zweigen. Sein Kopf ruht auf einem Frauenkörper. Eine Hand streichelt ihm das Haar.

Er liest in einem Buch, hebt die Hand, die ihn streichelt, an seine Lippen, küsst sie.

Jemand klopft an die Tür.

Ignazio reißt die Augen auf. Die Sonne, die Wärme, die Grillen – das alles verschwindet auf einen Schlag. Er ist wieder in der Olivuzza, in seinem Zimmer, am Ende eines Festtages, der ihn mehr ermüdet hat als ein Arbeitstag.

Er richtet sich auf. »Herein!«

Giovanna.

In einen Morgenrock aus Spitze gehüllt, die Haare zum Zopf geflochten, sieht sie noch jünger aus als die sechsundzwanzig Jahre, die sie alt ist. Trotz ihrer augenscheinlichen Zartheit und Zerbrechlichkeit ist sie eine starke Frau, die ihn voll Ergebenheit ehrt und seiner Familie frisches, edles Blut geschenkt hat.

Giovanna ist die Gewissheit, die richtige Wahl getroffen zu haben: ein Leben ohne Aufbegehren, passend zu dem, wofür die Florios stehen – eine neue Aristokratie, die sich auf Geld begründet. Auf Macht. Auf gesellschaftlichem Prestige.

Und sie ist die Mutter seiner Kinder.

Daran musst du denken, ermahnt er sich selbst. *Nicht an das, was du nicht mehr haben kannst. Was du niemals hättest haben können.*

Sie bleibt mitten im Raum stehen. »Bist du zufrieden? Ist doch alles gut gelaufen, oder?«

Er nickt. Er ist weit weg, immer noch der Gefangene jener Erinnerung, und vermag es auch nicht zu verbergen.

Giovanna kommt näher, nimmt zärtlich seinen Kopf in die Hände. »Aber was hast du denn?« Ihre Stimme klingt gramerfüllt. »Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass ich mir Sorgen um deine Mutter mache. Sie isst immer weniger, hat Mühe beim Gehen, und das ist nicht gut. Ist es das, was auch dich bekümmert?«

Ignazio schüttelt den Kopf. Er legt ihr eine Hand in den Nacken, zieht sie an sich und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. Eine zärtliche Geste. »Ich bin in Gedanken.«

»Etwas von der Arbeit?«, hakt Giovanna nach und macht einen Schritt zurück, um ihn anzuschauen.

Ignazios Blick ist heiter, wie immer. »Natürlich.«

Er will nicht mehr dazu sagen, weil das schlechte Gewissen an ihm nagt. Diese Frau liebt ihn von ganzem Herzen, verzweifelt, und wünscht sich, er würde diese Gefühle erwidern. Doch ein Teil von ihm ist immer noch in die Erinnerung verwickelt und wird es immer sein. Eine Erinnerung, die durch seine Adern rinnt wie Blut. Der Schlag eines Herzens aus Stein, das neben dem fleischlichen Herzen pocht.

Er legt ihr eine Hand auf die Brust, sucht nach ihren Lippen. Noch ist der Kuss lau, doch er wird heißer, schürt das Begehren. »Giovanna ...«, murmelt er. Sie erwidert seine Umarmung, presst ihn an sich, murmelt seinen Namen.

Doch Ignazio zuckt zurück. »Aber können wir denn noch? Ich meine, das Kind ...«

Sie lächelt und zieht ihm das Hemd aus.

Sie lieben sich schnell, suchen einander, folgen einander.

Danach verfällt Ignazio in einen tiefen, finsternen Schlaf ohne Träume.

Giovanna hingegen überkommt die Traurigkeit über eine Liebe, die nur wenige Minuten angehalten hat. Sie spürt, dass es ihr nie gelingen wird, Ignazio in seiner Welt der Schatten zu erreichen.



Zu Epiphantias versammelt sich die Familie erneut im Speisezimmer der Olivuzza, das erfüllt ist von den Stimmen der Erwachsenen, die sich begrüßen und beglückwünschen, und dem Geschrei der Kinder, die Geschenke bekommen. Nach dem Essen bleiben kandierte Früchte auf dem Esstisch stehen, zusammen mit Likören und Schnäpsen.

Zu viel Lärm, denkt Ignazio. Er möchte mit François, seinem Schwager, über Geschäfte reden, doch das ist hier ganz sicher unmöglich. Er bedeutet ihm mit einem Nicken, ihm ins Arbeitszimmer zu folgen, und als sich die Tür hinter ihnen schließt, entringt sich beiden ein Seufzer der Erleichterung.

»*Les repas di famigghia peuvent être très bruyant!*«, kommentiert François die Lärmintensität der Familienzusammenkünfte. Er spricht schnell, vermischt Italienisch, Französisch und Sizilianisch miteinander. Er ist ein gut aussehender Mann mit gelocktem Schnurrbart und hellen, gutmütigen Augen. Ignazio hat ihn ins Herz geschlossen, auch weil er Giuseppina aufrichtig liebt. »Wie du weißt, bin ich auch geschäftlich hier. Ich hatte für den Laden meines Vaters etwas in Palermo abzugeben und musste einige Schulden eintreiben, die ... Ach, übrigens: Kann ich einige Wechsel in der Obhut eurer Bank lassen?«

»Natürlich.« Ignazio schenkt ihm ein Glas Marsala ein und gießt sich selbst nach. »Und ich wollte dich fragen, ob es Neuigkeiten bezüglich der Anmietung jener Lagerhallen im Hafen von Marseille gibt.«

François breitet die Hände aus, und ein Tropfen Süßwein landet auf einem seiner Finger. »Ich habe zwei herausgesucht. Beide sind sehr geeignet, auch wenn die größere ein wenig ab vom Schuss ist, *un peu plus loin.*«

Ignazio nickt. Über einen Lagerraum in der Nähe des Hafens zu verfügen würde eine beträchtliche Ersparnis von Geld und Zeit bedeuten.

»Sobald ich wieder in Marseille bin, teile ich deinen Vermittlern die nötigen Einzelheiten mit.« François seufzt. »Ich will so bald wie möglich wieder zurück, weil ich mir ein

wenig Sorgen um Louis, *mon petit*, mache. Er soll unbedingt in die Obhut eines hervorragenden Arztes. Und ihr hier, habt ihr gute Ärzte? Vincenzino kommt mir ein wenig zerbrechlich vor.«

»Das ist er auch leider. Manchmal hat er seltsame Fieberanfälle, die ihn schwächen. Gerade im Moment leidet er auch unter einer starken Erkältung, die ihm einen rasselnden Atem beschert hat ...«

»Ach, verdammt, also auch er, *puru iddu!* Zum Glück ist Josephine, *ta soeur*, nicht mit Louis allein. Sie hat eine liebe Freundin bei uns aufgenommen, Camille Martin Clermont.«

Ignazio hebt den Blick nicht vom Glas.

»Vielleicht weißt du ja, dass sie sich nicht mehr Darbon, sondern Clermont nennt. Sie hat noch einmal geheiratet, einen Admiral. Ein guter Mann.«

Plötzlich hat Ignazio das Gefühl, François' Stimme komme von sehr weit weg. »Ja«, murmelt er. »Wenn ich mich nicht täusche, war das Anfang 1868.«

»Genau. Sie wurde ja schon mit kaum mehr als zwanzig Witwe. Sie hat keine Kinder, und wie es scheint, können sie auch keine mehr bekommen. Sie war darüber sehr betrübt, aber vielleicht hat sie sich jetzt damit abgefunden ...« François zuckt mit den Achseln, trinkt seinen Marsala aus. »Das Leben kann sehr ungerecht sein. Aber das Glück ist nicht von dieser Welt«, schließt er mit einem Seufzer. In seiner Stimme ist ein Hauch von Bedauern. Oder ist es vielleicht ein indirekter Tadel an seinem Schwager?

Ignazios Finger schließen sich fest um das Glas. Er zwingt sich dazu, den Blick zu heben und eine unbeteiligte Miene aufzusetzen. Es gelingt ihm sogar zu nicken.

Genau an diesem Punkt schafft es François, ihn zu überraschen. Sein Gesicht wird weich, und der traurige – oder auch vorwurfsvolle – Ausdruck mildert sich ab. »Als ich ihr gesagt habe, dass ich nach Palermo fahre, bat sie mich, dir einen Gruß auszurichten.«

Ignazio atmet tief durch. »Verstehe«, murmelt er.

Dabei will er gar nichts verstehen, er will nichts wissen, will sich nicht erinnern.

Er legt eine Hand in seinen Nacken, massiert sich den steifen Hals, senkt den Kopf. Ein Seufzer, der ihm nicht über die Lippen will, lässt seine Brust eng werden. In ihm toben die Gedanken.

Er, Besitzer von fast fünfzig Schiffen, einer Gießerei, einer Weinkellerei, einer Bank, Dutzenden von Immobilien, will nicht, dass ihm jemand ins Gesicht schaut. Nicht in diesem Moment.

Doch dann hebt er den Kopf und sieht François ernst an. »Grüß sie bitte von mir zurück.«

Er hat nicht das Recht, um etwas zu bitten. Seine einzige Pflicht ist die, in der Gegenwart zu leben.



Der Februar 1872 hat einem ansonsten milden Winter ein wenig Kälte gebracht. Ignazio bemerkt es nur durch Zufall, als er aus der Kutsche steigt, die ihn zum Friedhof von Santa Maria di Gesù gebracht hat, zu Füßen des Berges Grifone. Der Atem steht in einer kleinen Dampfwolke vor seinem Gesicht.

Palermo ist weit weg. Um ihn herum nur Grün und Stille. Gräuliches Tageslicht stiehlt sich zwischen den Wolken her-

vor. Wenigstens ein paar Augenblicke lang lenken ihn das Rauschen des Regens zwischen den erst kürzlich gepflanzten Zypressen und das stete Tropfen von den Blättern der Orangenbäume, die rund um den Friedhof stehen, von den traurigen Gedanken ab, die ihn auf der Fahrt begleitet haben.

Mit den Jahren hat sich die Leere, die ihm der Tod seines Vaters bereitet hat, langsam wieder gefüllt, wie eine Wunde, die Zeit gebraucht hat, um zu vernarben, und dafür einen tiefen Schmerz hinterlassen hat. Ignazio hat geglaubt, er habe gelernt, damit zu leben und ganz in seiner Arbeit aufzugehen. Doch insgeheim führt er immer noch stumme Gespräche mit seinem Vater und hängt an den kleinen Ritualen, die sie zusammen entwickelt hatten, zum Beispiel der Lektüre des *Giornale di Sicilia* nach dem Mittagessen. Und er hat auch gewisse Gewohnheiten von ihm übernommen; so trinkt er zum Beispiel frühmorgens ganz allein im Büro seinen Kaffee.

Und doch.

Eines Abends im November des vergangenen Jahres ist seine Mutter schlafen gegangen, und er hat ihr zerstreut einen Kuss auf die Stirn gegeben.

Am nächsten Morgen ist Giulia nicht mehr aufgewacht.

Sie war im Schlaf gestorben. Ihr gutes Herz hatte einfach aufgehört zu schlagen. Sie war in aller Stille gegangen, so wie sie auch in der Stille gelebt hatte.

Unter seiner Maske des Schmerzes war Ignazio wütend. Er konnte ihr einfach nicht verzeihen: Ihr Tod war ungerecht, denn sie hatte ihm die Möglichkeit verweigert, sich von ihr zu verabschieden, sich darauf vorzubereiten, sie gehen zu lassen. Nun konnte er sich nicht mehr bei ihr dafür

bedanken, was sie alles für ihn getan hatte: für die Freundlichkeit, die sie ihm beigebracht, für die Ruhe, die sie ihm vermittelt hatte, für den Respekt gegenüber ihren Mitmenschen, den sie stets gezeigt hatte. Die Ergebenheit der Arbeit gegenüber, der Opfergeist und die Entschlossenheit – sie alle kamen von seinem Vater. Doch alles andere – angefangen bei der Fähigkeit, den Stürmen des Lebens mit erhobener Haupt zu trotzen –, eben all das, was einen Menschen wirklich ausmacht, war ein Geschenk von Giulia gewesen. Und – dessen war er sich erst in jenem Moment bewusst geworden – es war auch ein Geschenk der ausschließlichen, stillschweigenden und unverbrüchlichen Liebe gewesen, die Giulia seinem Vater entgegengebracht hatte.

Im Laufe jener Tage hat er es begriffen. Seine Mutter war an dem Tag, an dem Vincenzo gestorben war, erloschen wie eine Kerze. Von ihr war nicht mehr zurückgeblieben als ein Trugbild, ein Gespenst, das nur darauf wartete, sich aufzulösen, sobald der Tag hereinbrach. Eine leere Hülle. Dann endlich war das Licht gekommen. Und mit ihm der Frieden.

Denn wenn sein Vater das Meer gewesen war, war sie der Fels in der Brandung gewesen. Und ohne Meer kann ein solcher Fels nicht existieren.

Jetzt stellt er sich die beiden gemeinsam an einem Ort vor, den es nicht wirklich gibt, der aber der Villa dei Quattro Pizzi ähnelt. Sein Vater schaut aufs Meer hinaus, seine Mutter steht an ihn gelehnt. Sie hebt den Kopf mit diesem leichten Lächeln auf den Lippen; sein Vater sieht sie an und lehnt die Stirn an ihren Kopf. Sie sagen nichts. Sie sind einfach beieinander, und damit genug.

Er spürt, wie ihm eng in der Brust wird. Er weiß nicht einmal, ob es sich bei dem Bild, das ihm diesen Trost spen-

det, um eine Erinnerung aus der Kindheit handelt. Er will es nicht wissen, sagt er sich, während er die letzten Meter zu der Gruft zurücklegt, die er für seine Eltern errichten ließ. *Es ist nicht wichtig: Wo auch immer sie sind, sie sind zusammen, und sie leben in Frieden.*

Da ist die Kapelle. Ein imposantes Gebäude, umgeben von anderen monumentalen Grabstätten, die den ältesten Adelsfamilie Palermos gehören. In Santa Maria di Gesù ist die Stadt der Toten ein Spiegel der Stadt der Lebenden.

Vor dem Tor trifft er auf Giuseppe Damiani Almeyda und Vincenzo Giachery. Die beiden plaudern miteinander, und in der Stille hallen ihre Worte zwischen dem Gezwitscher der Vögel wider, die in den Zypressen leben. Sie nehmen seine Anwesenheit nicht sofort wahr.

»Die letzten Häuser, die er gekauft hat, wurden alle im Namen der Dampfschiffahrtsgesellschaft erworben. Habt Ihr verstanden, was er damit machen will?« Damiani Almeyda zieht seinen Kragen zum Schutz gegen die Feuchtigkeit hoch.

»Um die Gewürze kümmert er sich mittlerweile gar nicht mehr. Er hat es ja gleich nach dem Tod seines Vaters schon angekündigt, aber ...«

Ignazio hebt kaum die Stimme, als er erwidert: »Und ich hatte es Euch erklärt: Die Zeiten haben sich geändert.«

Die beiden Männer fahren überrascht herum.

Ignazio denkt an die Weinkellerei in Marsala, an den Süßwein, den er herstellt und der mittlerweile in ganz Europa getrunken wird. An seine Dampfschiffe, die Waren und Passagiere nicht nur im Mittelmeer transportieren, sondern bis nach Asien und Amerika. »Es gibt Leute, die reich sind, und andere, die sich reich fühlen wollen«, fügt er hinzu.

Damiani Almeyda zuckt mit den Achseln. »Da habt Ihr recht. Heutzutage streben die Leute danach, sich reich zu fühlen, auch wenn sie es gar nicht sind.«

»So war es immer. *Sempre accusi fu*. Die Menschen wollen einfach mehr scheinen, als sie sind.« Giachery lehnt sich auf den Spazierstock, den er schon seit einiger Zeit benutzt, weil ihn ein Schmerz in der Hüfte quält. »Zuerst waren es die Adligen, die den Anschein wecken wollten, als hätten sie noch Geld, *pure si s'aviano vinnuto i chiova di mura. Ora sunnu i gintuzzi che vanno facennu i scaltri*. Und jetzt sind es die Bürgerlichen, die so tun, als wären sie schlauer als alle anderen.« Er schaut sich um: Da stehen Grabsteine mit wohlklingenden Namen neben solchen ohne Namen, die noch darauf warten, graviert zu werden. Bürgerliche Familien gesellen sich zu denen von uraltem Adel, üppig geschmückte Gruften werden neben schlichten Grabstellen errichtet, die nicht aus künstlerischen Gründen so schlicht gehalten sind, sondern weil das Geld fehlt. Der Tod hat das Streben nach Reichtum in denjenigen gemindert, die so verarmt sind, dass sie sogar die Nägel in ihren Wänden verkaufen müssen, um zu überleben, wie Giachery gerade gesagt hat; die neuen Gräfte der bürgerlichen Familien sind hingegen einem Reichtum geweiht, der durch Arbeit erlangt wurde, hier in Santa Maria di Gesù wie auch auf anderen Friedhöfen der Stadt, zuallererst dem größten von allen, dem von Santa Maria dei Rotoli.

»Und je mehr Zeit vergeht, desto deutlicher wird diese Veränderung sichtbar. Das ist sie bereits in anderen Teilen Europas. Es ist, als wollten gewisse Leute zeigen, dass sie die Herren der Welt sind, auch wenn ihnen nicht einmal ihr eigener *pirtuso*, ihr Allerwertester, gehört.« Damiani Almeyda

steigt die Stufen hinab, die die Kapelle von der Krypta trennen, wo erst vor Kurzem Giulia bestattet wurde, und zieht ein Schlüsselbund aus der Tasche. Er wiegt es in den Händen und reicht es dann Ignazio. »Da sind sie. Sie gehören Euch.«

Der nimmt sie entgegen, schließt die Finger fest darum. Es sind große Eisenschlüssel, schwer. Genauso schwer wie das Erbe seines Vaters.

Jetzt steht er vor der Tür zur Krypta. Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Auf der Erde Spuren von Verputz, Fußabdrücke.

Hinter einem kurzen Korridor steht ein großer weißer Sarkophag aus gemeißeltem Marmor. Auf einer Tafel ist sein Vater, Vincenzo Florio, als Halbgott abgebildet, mit einer Art Toga über bürgerlicher Kleidung. Seine Mutter liegt in einer Grabnische hinter dem Sarkophag. Diskret im Tod, wie sie es auch im Leben war.

Die anderen beiden Männer sind ein paar Schritte zurückgeblieben. Ignazio legt die behandschuhte Hand auf den Sarkophag, streichelt ihn. Der kalte Stein ist stumm, und doch spürte er in der Tiefe seines Herzens die Anwesenheit seines Vaters, seiner Eltern. Eine süße Wärme erfüllt seine Brust.

Er schließt die Augen, und schon beginnt sich in ihm das Karussell der Erinnerungen zu drehen; von der Villa dei Quattro Pizzi zu dem großen Zitronenhain der Villa ai Colli, wo er mit seinen Schwestern Fangen spielte; vom Drachenbaum vor dem Tor, um den sie Ringelreihen tanzten, bis zu den Tanzstunden mit seiner Mutter – sie stellte sich dabei zwar so ungeschickt an, dass sie ihm ständig auf die Füße trat, war aber dennoch sichtlich glücklich über

den engen körperlichen Kontakt mit ihm; immer lachte sie, den Kopf in den Nacken gelegt, während der Tanzlehrer schnaubte und Angelina und Giuseppina die Augen verdrehten, verärgert über die Verschworenheit zwischen Mutter und Sohn. Als Nächstes noch sein Vater, der ihm eine Hand auf die Schulter legt und mit leiser Stimme zu ihm spricht und ihm erklärt, wie er sich im Haifischbecken der Politik am besten bewegen soll ...

Dann plötzlich steht ihm ein Gesicht vor Augen, umgeben von einer Masse blonder Locken.

Über sie hat Ignazio niemals mit jemandem sprechen können. Nur seine Schwester Giuseppina weiß von ihr. Und wahrscheinlich auch François – das schließt er daraus, wie er sich verhalten und was er gesagt hat.

Nein, korrigiert er sich. *Noch jemand wusste davon.*

Seine Mutter. Sie hatte ihn gefragt, ob er Giovanna wirklich heiraten wolle, und er hatte geantwortet, ja, er könne nicht anders.

Du wusstest es nicht nur, Mama, du kanntest auch meinen ganzen Schmerz.

Es ist eine Wunde, die niemals aufhören wird wehzutun, weil es der allerschwerste Verzicht war, den er in seinem Leben leisten musste, der Preis, den ihm sein Vater schweigend abverlangt hatte, damit Ignazio sich wirklich als echten Florio bezeichnen durfte. Ein Preis, über den kein einziges Wort gesprochen wurde.

Erst in diesem Moment wird ihm bewusst, dass es noch eine weitere Verbindung zwischen ihm und seiner Mutter gibt. Beide haben sie auf einen wichtigen Teil ihrer selbst verzichtet, damit die Casa Florio nicht nur ihren Weg weitergehen könne, sondern blühe und gedeihe. Seine Mutter

hat ihre eigene Liebe und ihre Würde geopfert, damit Vincenzo frei dafür war, sich mit Leib und Seele der Arbeit zu widmen. Und Ignazio ist sogar noch weiter gegangen, indem er auf die Frau verzichtete, die er liebte, damit die Florios ihre geschäftlichen Aktivitäten auf einen Bereich ausdehnen konnten, der seinem Vater immer verschlossen gewesen war: zuerst die Salons des palermitanischen Adels und dann auch der Hof von Savoyen. Denn in der Aristokratie Siziliens, in der sich arabisches, normannisches und französisches Blut mischten, war man überzeugt davon, direkt von den Göttern des Olymps abzustammen, und sie, die Florios, mussten alles daransetzen, diesen Olymp zu erreichen. Und so war es gekommen.

Und doch gibt es Tage – und Nächte –, in denen all das nicht reicht, denkt er.

In diesen Momenten blühen die Erinnerungen an Marseille wieder in ihm auf, an jene Zeit, die die glücklichste seines Lebens war: Dann sieht er sich wieder als Zwanzigjährigen, erinnert sich an die Klänge und Farben eines kleinen Hauses auf dem Land, an den Duft der Rosen, an den Seifenschaum auf dem Körper einer Frau, nackt wie er, gemeinsam in einer Wanne.

Der wahre Fluch des Glücks liegt darin, dass man sich seiner nicht bewusst ist, wenn man es erlebt. In dem Moment, in dem dir klar ist, dass du glücklich warst, bleibt dir nichts anderes mehr als das Echo.

Er betrachtet den Grabstein seiner Mutter, Giulia Rachele Portalupi in Florio. Eine Frau, die alles wusste, die die Fäden zog, ohne sich etwas anmerken zu lassen, die liebte, ohne eine Gegenleistung dafür zu erwarten, die immer einen Schritt zurückblieb.

Seine Tochter, geboren im Juni 1870, trägt ihren Namen. Giulia Florio. Seine *stidduzza*, sein Sternchen, ist mittlerweile fast anderthalb Jahre alt.

Schritte hinter ihm. Er dreht sich um.

Giachery hat ein gutes Lächeln, in dem sich Worte des Trostes ausdrücken, ohne ausgesprochen zu werden.

Ignazio verbirgt das, was ihm gerade durch den Kopf gegangen ist, hinter einem Vorhang der Ruhe. Niemand darf es auch nur erahnen. »Es wurde gute Arbeit geleistet«, murmelt er. »Sicher, die Arbeiter hätten die Stufen etwas sauberer hinterlassen können ...« Er berührt Giulias Grabstein, haucht ihr einen Kuss zu, bekreuzigt sich. Giachery tut es ihm nach.

Damiani Almeyda hat an der Schwelle auf sie gewartet, die Hände auf dem Rücken verschränkt. Sie gehen in Richtung Ausgang und besteigen die Kutsche.

Ignazio durchbricht das Schweigen, das sich über sie gesenkt hat. »Ich hoffe, Ihr verzeiht mir, dass ich Euch hierhergeschleppt habe, aber ich wollte nach dem Begräbnis meiner Mutter noch einmal die Kapelle sehen.«

»Seid Ihr denn damit zufrieden?«

»Sehr, Herr Ingenieur.« Ignazio verschränkt die Hände auf den übereinandergeschlagenen Beinen und wirft einen Blick aus dem Fenster. Der Himmel lichtet sich, jenseits der ausgefransten Wölkchen ist stückweise Blau zu erkennen. »Aber ich wollte auch noch über etwas anderes mit Euch sprechen. Ich ziehe in Erwägung, einen der Geschäftszweige meines Vaters wiederaufleben zu lassen.«

Giachery runzelt die Stirn. »Welchen denn? Denn Euer Vater war jemand, der so vieles ausprobiert hat, dass es schwer war, all seinen Ideen zu folgen.«

»*Raggiuni aviti*, da habt Ihr recht. Ich spreche von der Textilproduktion, die er in Marsala ins Leben rufen wollte, gleich neben der Kellerei. Dann wurde jedoch nichts daraus ...« Ignazio betrachtet ihn aufmerksam. »Wie ich gehört habe, sucht Anwalt Morvillo Geschäftspartner für seine kleine Baumwollfabrik hier in Palermo. Er ist als Stadtrat schon lange für Öffentliche Bildung zuständig und ein intelligenter Mann. Mir gefallen auch gewisse progressive Ideen, die er bezüglich der Arbeiter hat ... Versucht, in Erfahrung zu bringen, was er vorhat, aber ohne Euch zu erkennen zu geben, so wie es Eure Art ist.«

Giachery nickt. »Er will Baumwolle hier produzieren, aber bisher mit geringem Erfolg. Die Konkurrenz aus Neapel ist zu groß.«

»Gewiss, und es kommt ganz sicher nicht infrage, dass die Baumwolle, die in Sizilien produziert wird, zum Spinnen nach Neapel oder sogar Venetien gebracht wird und dann zum Verkauf wieder hierher zurückkommt. Dadurch werden die Preise unverhältnismäßig hoch, und man bekommt Stoffe aus England oder Amerika günstiger. Doch wenn man die Situation zu unseren Gunsten ändern könnte, warum sollte man das nicht tun?«

»Na gut. Ich kümmere mich darum.«

Damiani Almeyda sieht Ignazio an, sagt aber nichts. Wie so oft gibt ihm dieser Mann, der ihn ebenso verwirrt wie fasziniert, Rätsel auf. Ganz sicher steht er seinem Vater in nichts nach, doch er könnte auch nicht verschiedener sein. Da ist eine innere, tiefe Kraft, über die er verfügt, und eine erbarmungslose Entschlossenheit, die sich hinter seinem angenehmen und verbindlichen Wesen verbirgt. In einem jedoch ist sich Damiani Almeyda sicher: Von Freund-

lichkeit ist manchmal mehr zu befürchten als von Grausamkeit.



»In Butter gedünstetes Gemüse mit einem Hauch Pfeffer, ja, und Kaninchen auf provenzalische Art«, diktiert Giovanna. Donna Ciccia macht sich Notizen, die Zungenspitze zwischen den Lippen. »Was den Wein angeht ... wäre ein Alicante gut«, schließt Giovanna. Es liegt ihr viel daran, dass Ignazio bei seiner Heimkehr eine angenehme Umgebung vorfindet, in der für alles bis ins Detail gesorgt ist.

Donna Ciccia faltet das Blatt Papier zusammen und reicht es dem Zimmermädchen, damit dieses es in die Küche bringt. Dann richtet sie erneut ihre Aufmerksamkeit auf Giovanna und nickt zufrieden angesichts ihres schwarzen Kostüms mit den malvenfarbenen Borten. Seit Giulias Tod sind nur drei Monate vergangen, und die Trauer steht ihr noch deutlich ins Gesicht geschrieben.

»Site un ciure.«

Giovanna deutet ein Lächeln an. Sie – eine Blume? Sie weiß, dass das nicht stimmt, sie ist alles andere als schön, doch die unschuldige Lüge gibt ihr ein gutes Gefühl. Donna Ciccia drückt ihr die Schulter. »Und wenn man bedenkt, dass Ihr einmal vor allem Angst hattet. Ihr seid doch längst zur perfekten Herrin des Hauses geworden. Ihr könnt sogar den Wein auf das Menü abstimmen.«

»Mama ... Mama!«

Das ist die kleine Giulia, ihre Letztgeborene. Die Kinderfrau reicht sie Giovanna, die sie anlächelt, ihr Küsschen auf die Wangen gibt. Das kleine Mädchen greift nach ihrem

Finger und führt ihn an ihren Mund. »*Chi si' bedda, cori meo*«, sagt sie zu ihr. Wie schön du bist, mein Herz. Sie reibt ihre Nase an der der Kleinen, die versucht, nach einer Haarlocke zu greifen. »Du bist mein Leben.«

Donna Ciccìa betrachtet diese Szene, und ihr wird leichter ums Herz. Wie lange hat sie zu Gott gebetet – und nicht nur zu ihm –, dass es ihrer *picciridda*, ihrer Kleinen, endlich besser gehen möge. Ja, ihrer *picciridda*, nicht ihrer Herrin, denn für Giovanna ist sie wie eine Mutter, sie hat sie aufgezogen, war immer an ihrer Seite. *Wie sehr sie sich in ihrer Ehe verändert hat*, denkt sie und faltet das Unterkleid zusammen, das am Fuß des Bettes liegen geblieben ist. Immer war sie so nervös und unsicher und fand Zuflucht im Hungern, als wollte sie von der Welt verschwinden. Als könnte sie es sich nicht gestatten zu leben. Mittlerweile jedoch ist Giovanna mit ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau im Reinen. Sie hat sogar wieder etwas mehr Fleisch auf den Rippen, hat weiblichere Rundungen. Donna Ciccìa könnte nicht sagen, ob es daran liegt, dass sie ihren Frieden gefunden hat, oder eher Resignation ist. Gewiss, die Beziehung zwischen ihr und Ignazio ist nicht mit der von jenem anderen Paar zu vergleichen, das Donna Ciccìa etwas näher kennengelernt hat – nämlich Giovannas Eltern –, einer Beziehung, die niemals über gegenseitige Gleichgültigkeit hinausgegangen ist. Doch die Distanz zwischen Ignazios Gelassenheit und Giovannas Hang zum Emotionalen könnte sich auf lange Sicht als durchaus unüberwindbar erweisen. Das hat sie sofort begriffen, doch sie konnte nur hoffen, es würde nicht eintreten. So hat sie in aller Stille gehofft, hat Giovanna zugehört, hat ihr Trost gespendet, ihre Tränen getrocknet, genau wie eine Mutter.

